

Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediente:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 21.

Sonnabend, den 26. Mai 1888.

II. Jahrgang.

Zum Berliner Schuhmacherstreik. — Die geprellten Arbeiter. — Waffen der Unterdrückten. — Kapitalistische Brandstifter. — Clemenceau und die französischen Radikalen. II. — Napoleon I. und seine Stellung zu Kirche und Schule.

Die Arbeitslosigkeit von Emile Zola. — Ein Blumenstrauß. — Novelle von Otto Walster. III. — Geheime Verbindung und der Leipziger Steinmehnenprojek. — Ist das Sinken des Zinsfußes gleichbedeutend mit einer Besserung der Arbeiterlage? — Ein amerikanischer Wippen über die Berliner Sozialistenverhaftungen.

Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches und Arbeiterversicherung. — Vereine und Versammlungen.

Beim bevorstehenden Monatswechsel

bitten wir alle Freunde unseres Blattes, recht eifrig für die weitere Verbreitung der „Berliner Volks-Tribüne“ einzutreten.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh in Berlin und sucht in gründlichster Weise alle auftauchenden politischen und wirtschaftlichen Fragen vom

sozialistischen Standpunkte

aus zu beleuchten. Gerade heute, wo das Vereinsleben der Arbeiter gänzlich darniederliegt, erscheint uns ein Wochenblatt, wie das unsrige als ein unentbehrliches Aufklärungsmittel des Volkes.

Bei Bestellungen in Berlin wende man sich stets direkt an die Expedition. Dieselben liefern die „Berliner Volks-Tribüne“ für 50 Pfennige monatlich jeden Sonnabend Morgen frei in's Haus.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne“.
Berlin S. O., Oranienstr. 23.

Der Schuhmacherstreik in Berlin

ist beendet und sein kurzer erfolgreicher Verlauf hat wieder einmal gezeigt, daß Berliner Verhältnisse mit ganz anderem Maß gemessen werden müssen als klein-städtische.

Einen Ausstand von mehreren Tausend Personen zu unterstützen, dazu reicht keine in Deutschland mögliche Organisation aus. Die Behörden würden eine so starke Arbeiterorganisation nie leben lassen, denn die „Hydra des Aufruhrs“ u. s. w. — unsere Leser kennen diese Nebensarten ja. Einzig der Buchdruckerverein nimmt hier eine gewisse Ausnahmestellung ein; seine Vergangenheit sichert ihm dieselbe, in der Gegenwart würde er auch nicht mehr emporkommen.

Dafür ist es aber in Berlin viel leichter als anderswo, sich zwei bis drei Wochen, so wie man zu sagen pflegt, durchzuschlagen, und dann sind mitunter auch die Unternehmer weit weniger widerstandsfähig als anderswo. Zu viele davon sind bei der schlimmer als anderwärts wüthenden Geschäftskonkurrenz selbst so arme Teufel, daß sie den Ausstand noch weniger aushalten können, als manche Arbeiter, da bei ihnen Mieten, Abgaben und andere nicht zu verschiebende Bedürfnisse sehr fühlbar auftreten, außerdem in Berlin die Kundschaft ganz anders drängt, als in Provinzialstädten. Der ärmere Meister, mag er Bauunternehmer oder Schuster sein, sitzt sofort vor dem Untergange, wenn in der ihm günstigen Jahreszeit die Arbeit eingestellt wird. Er bewilligt deshalb vielfach überraschend schnell die Forderungen der Arbeiter und die dicken Meister müssen dann folgen, oder gegen sie kann mit gutem Erfolg eine Arbeitsperre unternommen werden.

Der Schuhmacherausstand hat ferner gezeigt, daß für Gewerke, die an einem Orte viele Tausende von Arbeitern zählen, Zentralverbände bei dem Scheinleben, das sie heute führen, keine größere Bedeutung haben. Sowie

die Zahl der Ausständigen über die Tausend geht, dann ist solch Verbändchen vollständig machtlos und nichtig.

In kleinen Gewerkschaften können die Verbände freilich auch heute noch sehr nützlich wirken, besonders wenn ihnen noch eine gute freie Organisation zur Seite steht.

Die Berliner Schuhmacher, die ohne Frage stark ver-sumpft waren, sind durch diesen Ausstand mächtig auf-gerüttelt, sie haben gesehen, daß sie doch so ganz machtlos nicht sind, wie sie in ihrer Nutzlosigkeit oft annahmen.

Wir hoffen, sie werden nun kräftig ihren Fach-verein fördern, häufig große Versammlungen abhalten, sich einen Generalfonds sammeln, damit bei passender Gelegenheit die noch fehlenden 10 bis 15 Prozent Lohnauf-besserung und besonders eine gründliche Abkürzung der Arbeitszeit nachgeholt werden kann.

Mögen sie bei diesem „Leisten“, den sie so schön ge-funden haben, bleiben. Wir wünschen ihnen, mit Anerken-nung ihres Ermannens, herzlich Glück.

Und nun frisch an die Arbeit, so lange das Eisen noch heiß ist!

Die geprellten Arbeiter.

Die kapitalistische Hesperie lügt ihren Lesern uner-müdllich vor, die Arbeiter hätten keinen Grund, sich als Enterbte zu beklagen. Vielsach seien die Löhne gestie-gen und wo sie nicht gestiegen seien, habe der Preis der Waaren eine Herabsetzung erfahren, sodas der Proletarier für dasselbe Geld sich viel mehr Genüsse ver-schaffen könne wie früher.

Betrachten wir diese Behauptungen einmal einen Augenblick näher.

Zunächst taucht da eine Frage auf, um welche die kapitalistischen Schönfärber immer herumgeben wie die Katzen um den heißen Brei: wird das etwaige Steigen des Wochen- oder Akkordlohnes nicht meist bereits wieder ver-schlungen durch die von Jahr zu Jahr wachsende Ar-beitslosigkeit? Wenn die Arbeiter eines Berufes früher vollbeschäftigt waren, jetzt aber oft Wochen lang feiern und Monate lang kurze Zeit arbeiten müssen, was bleibt ihnen dann noch von dem ganzen „Gewinn“ einer scheinbaren Lohnerhöhung?

Aber selbst wenn die Lohnerhöhung mehr ist wie bloßer Schein, so bleiben alle Klagen über die Benach-theiligung im Wirtschaftsgetriebe voll und ganz berechtigt. Wenn die Arbeiter früher in einem Gewerbe vielleicht 10 Millionen produzierten und davon 5 Millionen als Lohn bekamen, so war ihre soziale Stellung, ihr Verhältnis zu anderen Gesellschaftsklassen zweifellos günstiger und wür-diger, als wenn sie heute — bei dem allgemeinen Auf-schwung der Technik — 24 Millionen produzieren und etwa 8 Millionen erhalten. Damals hätten sie die Hälfte des nationalen Einkommens ihr eigen genannt, heute würden sie nur ein Drittel desselben beziehen. Damals mußten sie die Hälfte ihres Produktes an bevorrechtete Faulenzen abtreten; heute zwei Drittel. — Und das müßten sie sich auch noch ruhig gefallen lassen, als wenn es ganz selbst-verständlich wäre, daß die Fleißigen bloß schustern und die Faulen bloß genießen?

Und was profitirt der Arbeiter denn als Konsument von den niedrigen Preisen einiger Artikel? So gut wie nichts. Denn gerade die Bedarfsartikel der arbeitenden Massen sind nicht entsprechend im Preise gesunken, son-dern haben sich sogar theilweise noch vertheuert.

Die Masse der Arbeiter giebt — nach einer auslän-dischen Untersuchung, die aber annähernd auch für unsere Verhältnisse zutreffen wird — etwa 62 Prozent ihres Einkommens bloß für Nahrungsmittel aus. Von diesen sind sehr viele innerhalb einer Generation im Preise be-deutend gestiegen, andere gefallen, aber keineswegs, um den Verlust am Antheil des Produktes wettzumachen. Weitere 20 bis 25 Prozent werden für Miete ausge-gaben. Diese ist allenthalben und häufig sehr bedeutend gestiegen.

Es bleibt somit noch beiläufig ein Fünftel des Ein-

kommens übrig und es mag zugestanden werden, daß dafür an Kleidung, Möbeln und ähnlichem mehr eingekauft werden kann, als vor 40 Jahren. Aber das wiegt nicht einmal den Zuwachs an laufenden, größeren Ausgaben, nicht einmal an der Miete, auf. Noch viel weniger ist es ein Ersatz für den Minderantheil am Produkt.

Die Rechnung läßt sich auch auf andere Weise machen. Vor 40 Jahren gab es noch wenig oder gar keine (Mark-)Millionäre im Land; heute giebt es tausende. Eine Klasse von reichen Leuten ist entstanden, während notorisch und sichtbar die Masse der Besitzlosen zunimmt. Jeder Pfennig von jenem Vermögen ist aber das Produkt der Arbeit, das den produzierenden Massen vorenthalten wird. Und die von jenen Millionären ausgeplünderten Arbeiter sollten da noch jubeln — bloß weil sie von ihrem Mehrprodukt auch ein paar Pfennige erhalten haben.

Die Statistik weist ferner nach, daß die nicht-pro-ductive Bevölkerung erstaunlich rasch und viel stärker als die produktive wächst. Das heißt, die Reichen können sich mehr Lakaien, Dichter, Künstler, Advokaten, Schauspieler, Maitresses u. halten und trotzdem weiteren Besitz akku-muliren. Es geht also mehr auf die eine Seite der Trohnen als auf die der Arbeiter.

Der Satz, daß die Reichen reicher werden, bedarf keines Beweises. Jedermann hat die Wahrheit desselben vor Augen. Wodurch es möglich und allein möglich ist, haben wir bereits gesagt: den Armen muß immer mehr abgenommen worden sein. Alles Kapital ist die Frucht fremder Arbeit. Es kann auf keine andere Weise erworben werden. Wenn ein Kapitalist den andern im Handel über das Ohr haut, so nimmt er ihm nur ab, was schon da ist. Es ist lediglich ein Wechsel von Person zu Person, nicht die Schaffung eines neuen Werthes. Den neuen Werth schafft nur die Arbeit.

Mit der Eringung eines kleinen Lohnzuwachses ist also die Arbeiterfrage noch lange nicht abgethan. Es bleibt dann immer noch die Ungerechtigkeit, daß die Ar-beiter, wenn sie ein Viertel mehr bekommen, drei Viertel mehr abtreten müssen, sodas immer das Ver-hältniß von Armuth und Reichthum sich zu Ungunsten der Armuth verschiebt.

Und nur nach diesem Verhältnis der Gesellschafts-klassen zu einander ist die Lage der Massen zu beurtheilen. Zum Beispiel: die Eskimos sind nach unseren Anschau-ungen, und indem wir die landesüblichen Verhältnisse dabei zum Maßstab nehmen, ein blutarmes Völkchen. Ihnen selber dagegen fehlt der Vergleich, da sie keinen Kröfus unter sich haben, und sie können sich daher nicht arm fühlen, trotzdem sie wenig besitzen. Es kommt also auf den Abstand zwischen dem Vermögen (und Einkommen) an, über das Auseinandergehen oder Zusammenrücken, welches entscheidend für die Beantwortung der Frage ist.

Absolut ärmer brauchen die arbeitenden Klassen nicht zu werden. Ihr Einkommen steigt vielleicht, sie können sich Dinge beschaffen, welche ihren Ahnen unerreichbar waren. Aber verhältnismäßig werden sie hilfloser und es besteht die Tendenz, die Kluft zwischen reich und arm zu vergrößern, sodas selbst die etwas gemilderte Armuth qualender erscheint wie die frühere und schlimmere.

Die heutigen Lohnkämpfe nützen der Arbeit meist sehr wenig: dafür sorgt schon Herr von Puttkammer. Aber selbst wenn sie etwas freier und erfolgreicher geführt werden könnten, so bliebe die Frage voll und ganz be-rechtigt: wie verhindern wir, daß die Arbeit überhaupt von ihrem Ertrag an das Kapital etwas abtreten muß?

Diese Frage zu erörtern, hütet sich natürlich die ka-pitalistische Presse schon. Nun, wir werden sie weiter zur Diskussion stellen.

Waffen der Unterdrückten.

Es ist in diesem Blatte schon öfter gezeigt worden, daß die Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten, welche notorisch jetzt viel mehr produziert als vor einer Generation, nahezu so arm geblieben ist, wie sie zur Zeit

ihrer Sklaverei war. Der „Reichthum der Staaten“ hat aber, wie uns der Jensus belehrt, ganz gewaltig zugenommen. Nur ist es Thatsache, daß derselbe sich in einzelnen Händen anhäuft.

Mit anderen Worten: der „freie“ Arbeiter ist viel ausbeutungsfähiger, und die Hungerpeitsche viel wirksamer, als die Sklavenpeitsche.

Dazu kommt noch ein besonders bemerkenswerther Umstand. Der gemißhandelte Sklave pflegt sich gewöhnlich an den Personen seiner Bedrücker und ihrer Familien zu rächen, und sehr häufig durch Sachbeschädigungen.

Bei den Leibeigenen in Rußland war dies so häufig, daß es einen wichtigen Grund zu ihrer „Emanzipation“ bildete. Der ältere Leser erinnert sich wohl noch der damaligen vielen Meldungen über große Feld- und Waldbrände aus Rußland. Es war bekannt, daß sie geflüchtlich von Leibeigenen angelegt wurden. Sie zündeten die Ernten kurz vor der Reife und die Wälder vor der Abholzfähigkeit an. Ihre Gründe dazu waren sehr einfache. Sie sagten sich: mehr als wir unbedingt zum Leben nötig haben, läßt oder giebt uns der Herr doch nicht. Warum sollen wir uns also abplagen? Warum sollen wir uns in Sommersgluth um die Ernte plagen, die uns nicht gehört? Da ist es doch viel bequemer für uns, wenn wir das Zündhölzchen oder Stahl, Stein und Zunder nehmen und die Herrlichkeit in Brand stecken. Und so geschah es tausendfältig. Die russische Regierung schickte eine Anzahl der Brandstifter in die sibirischen Minen, konnte jedoch gegen das System der Brandlegung nichts anrichten. Und so hob man die Leibeigenschaft auf. Seitdem haben sich diese Brände bedeutend vermindert. Ihre eigene Ernte stecken die Bauern nicht an und ihnen abzunehmen, was sie über die äußerste Lebensnothdurft haben, dafür sind schon Mittel und Wege gefunden worden. Der Tagelöhner aber würde sofort entlassen werden, wenn es keine Ernte hereinzuschaffen gälte.

Ein Herr Raymond in New-York, der aber große kaufmännische Interessen auf Kuba hat, berichtet von ganz ähnlichen Erfahrungen unter der dortigen Sklaverei. Die Sklaven ruiniren absichtlich die Zuckerpflanze und zwar in solchem Umfange, daß sie damit auch die Pflanze ruiniren. „Die Sklaven verstehen es“, so erzählt dieser Mann, „sich wirksam (für Mißhandlungen) zu rächen. Sie haben lange, scharfe Jätmeser — im Spanischen „Machetes“ genannt — mit denen sie das rasch wachsende Unkraut unter dem Rohr wegzutillen haben. Durch eine geschickte Handdrehung nun, die zugleich so rasch ist, daß man sie nicht bemerken kann, wenn man nicht gerade den Einen scharf in's Auge faßt, schlägt der Sklave das Messer mitten in der Wurzelkrone des Zuckerrohrs. Dies hat immer zur Folge, daß in etwa einem Jahre der ganze Wurzellumpen gestorben ist; auf diese heimtückische Weise wird bald der Zuckersack einer ganzen Plantage soweit vernichtet, daß es sich nicht mehr lohnt, wegen des noch vorhandenen Rohres den Boden zu bebauen! Somit wird eine Neupflanzung nothwendig; die ist aber mit viel größeren Schwierigkeiten und Kosten verbunden, als Ueingeübte glauben, und es dauert viele Jahre, ehe der alte Zuckerertrag von der alten Güte wieder gewonnen ist. Dem Aufseher thut das allerdings nicht wehe; aber die armen unwissenden Sklaven denken darüber nicht weiter nach — Weiße sind sie ja immerhin, ihre Unterdrücker! Zudem trifft die Besitzer der Plantagen die indirekte Schuld, daß sie dieses schandwürdige System überhaupt aufrecht erhalten. Vielfach stecken die Sklaven auch die Zuckerröhrenfelder in Brand. Ein solches Feuer ist etwas Entsetzliches und kann nicht gebändigt werden, so lange noch irgendwelches Zuckerrohr zu seiner Nahrung übrig ist.“

Herr Raymond fand, daß eine humanere Behandlung der Sklaven sehr — profitabel sei: „1868 nahmen wir alle Aufseher weg und erlegten sie durch einen einzigen Verwalter, welcher die Leute in Abtheilungen dahin und dorthin ausandte und ihnen keinerlei Zuchtmeister mitgab. Der Erfolg war überraschend, — wenn auch nicht für mich selbst. Wir fanden, daß unter dem neuen System 50 Mann ebensoviel Arbeit verrichteten, und dabei besser, wie früher in derselben Zeit 80 bis 100 Mann. Der „Unfall“, daß die Wurzeln eines Rohres mit dem „Machetes“ angefaßelt wurden, kam nie wieder vor. Unter diesem System warf die Plantage, die früher Verluste gebracht hatte, einen Gewinn von 9 1/2 pCt. ab, obwohl die Zuckerpreise sehr niedrig waren.“

Wenn schon diese verhältnismäßige „Freiheit“ so gute Früchte für die Kapitalisten trug, dann war es wahrscheinlich, daß die weitere Beschränkung des Sklavenverhältnisses noch besser wirkte. Und so war es in der That: „Angesichts dieser Resultate gingen wir noch einen großen Schritt weiter, der in nichts Geringerem bestand, als in der Abschaffung der Sklaverei. Dies wurde davon abhängig gemacht, daß die Leute sich kontraktlich verpflichteten, 15 Jahre lang für diese Plantage zu arbeiten. (Eine nette „Abschaffung!“) Abgesehen von dieser Arbeitsverpflichtung waren sie aber ganz für sich selbst. Die Plantage wurde in Kolonien getheilt, und jeder Neger mit seiner Familie hatte einen Theil unter sich, wo er neben dem Zuckerrohr auch Gemüse u. s. w. für sich selbst bauen konnte; von der Ernte, resp. von dem Marktpreis derselben, stand ihm dann ein Drittel zu. Unter diesem System warf die Plantage 22 bis 24 1/2 pCt. Profit ab!“

Wie die Neger dabei fahren, sagt der Herr nicht, aber es ist wohl anzunehmen, daß es mindestens besser sei, als beim alten Zustand. Für die Kapitalisten aber ist die „freie Arbeit“ gerade das „rechte Ding“. Bankerott unter Sklaverei, 25 pCt. Profit unter Leibeigenschaft.

Gehen sie noch einen Schritt weiter, so werden sie wohl auf der Höhe der amerikanischen Industriellen ankommen, deren Anlagekapital sich anscheinlich des letzten Jensus mit 36 1/2 pCt. per Jahr verzinst.

„Freie Arbeit ist also zur Zeit das profitabelste für die Unternehmer.“

Zur Zeit noch, konnten wir sagen. Denn manche finden schon ein Haar in der Suppe. Diese Streiks, diese Boykotts, diese unaufhörlichen Störungen im Betrieb, nicht zu reden von Verwüstungen von Rohmaterial, was sind sie anders als eine verfeinerte Auflage der vorstehend geschilderten Praktiken? Bei allem Fortschritt ist der soziale Gegensatz geblieben und findet seinen Ausdruck, wie es eben die Umstände zulassen.

Wie sich nun das weiter gestaltet, ist abzuwarten. Sicher ist nur, daß die Macht der Arbeiterklasse, vorkommender Rückschläge ungeachtet, steigt; daß ihre Unzufriedenheit zunimmt und daß sie täglich „unbarmhäziger“ wird. Es ist auch schon vorgekommen, daß einzelne Kapitalisten, dieser Zustände müde, den Arbeitern vorschlugen, die Arbeiter sollten sie pensioniren, auslaufen oder auspachten, oder daß sie ihnen, in der Absicht, sie solidarisch mit ihrem Interesse zu machen, Antheile am Profit anboten.

Wie gesagt, diese „Unbarmhäzigkeit“ hatte viel zu thun mit den Freilassungen der Sklaven in der antiken Welt, mit den Emanzipationen der Leibeigenen und der Sklaven in den halbtropischen und tropischen Ländern in der modernen Zeit. Nicht minder können die irischen Landlords davon erzählen. Daß sie auch eine ganz gewaltige Rolle spielen wird, um den Kapitalisten ihr System zu verleiden, steht für uns außer Frage.

Schon heute lassen sich die Arbeiter nicht mehr jede unwürdige Fabrikordnung, jede unmenschliche Arbeitszeit und Lohnherabdrückung gefallen, schon heute protestiren sie gegen harte Aufseher und Direktoren durch Streiks, heute schon fürchtet der Kapitalist diese Regungen der Selbständigkeit, die ihm oft die schönsten geschäftlichen Pläne durchkreuzen. Wie lange noch, und die allseits als unerträglich empfundenen Zustände werden gestürzt sein — durch die Aufhebung der neuesten Form der Sklaverei, durch die Beseitigung der Lohnarbeit?

Alles hat seine Zeit, und auch das kapitalistische Wirtschaftssystem wird sein Ende finden.

Kapitalistische Brandstifter.

Es ist schon öfter darauf hingewiesen worden, daß immer in schlechten Geschäftszeiten mit einem Male die Brände sich mehren.

Als vor etwa zwei Jahren in England die großen Waarenniederlagen auffällig häufig von Feuersbrünsten heimgesucht wurden, waren die betroffenen Versicherungs-gesellschaften sofort zur Hand, die Brände mit der allgemeinen Absatzflodung in Verbindung zu bringen. Die englischen Blätter nahmen damals von diesen Behauptungen Notiz, ohne besonderen Alarm zu schlagen, — da die Versicherungs-gesellschaften zwar sachkundige, vielleicht aber auch partielle Zeugen waren.

Man hat die gleiche Beobachtung jedoch schon früher und anderwärts gemacht. Moscher erwähnt z. B. in seinem Lehrbuch, daß in Frankreich während einer Handelskrise mehr Feuersbrünste in kaufmännischen Speichern vorkommen pflegen als sonst, daß während schlechter Zuckerkonjunktur besonders viel Zuckerröhren ausbrennen u. s. f. Als sich im sächsischen Erzgebirge die kleinen Bergstädten in Industrieorte umwandelten, waren die Brände an der Tagesordnung: der Kleinbesitzer sparte so die Niederreißungskosten für die alten, nicht mehr verwendbaren Gebäude und erhielt in der Versicherungssumme zugleich einen willkommenen und nothwendigen Zuschuß zu dem Neubau.

Diese spekulative Brandstiftung gedeiht natürlich am üppigsten in dem Lande, wo der Kapitalist am wenigsten durch moralische Anwandlungen in der Verfolgung seines nackten Geschäftsinteresses gehemmt ist — in Amerika. Die ungeheuren und schnell wachsenden Verluste durch Feuersbrünste in diesem Land bilden nach der Philadelphia „Press“, einem bürgerlichen Blatte, einen Entsetzen erregenden Beweis von der „Niedrigkeit geschäftlicher Moralität“.

Dieses Eingeständniß von Seiten eines großen kapitalistischen Blattes ist sehr bemerkenswerth. Der Verlust durch Brände, so konstant es, steigt weit mehr als der Betrag der Versicherung und der beklagenswerthe Umstand sei, daß die Brandstiftungen von Jahr zu Jahr zunehmen und daß Grund zu der Annahme vorhanden sei, diese Zunahme der Brandstiftungen wäre nie größer gewesen als im vorigen Jahre (1887). Man schätzte den Theil des Verlustes, der durch Brandstiftungen entsteht, auf wenigstens 25 Prozent.

Die „Press“ — bemerkten hierzu amerikanische Blätter — erhebt da in der bestimmtesten Form eine ganz schauerhafte Anklage gegen die „besitzenden und gebildeten Klassen“. Aber sie sagt nichts Neues. Das systematische Brandstiften ist bekannt als eine reguläre und „beschäftigte“, weil straflose, amerikanische Industrie, für die man ja auch eine recht harmlose Bezeichnung gefunden hat: Ausverkauf an die Versicherungs-Gesellschaften. Jedermann weiß, daß beständig ausgebrannt wird; die Polizei, die Feuerwehren, die Staatsanwälte und Richter wissen es. Die auf Brandstiftung gesetzten Strafen sind sehr schwer. Aber von einer Verfolgung und Berurtheilung der Brandstiftung hört man fast nie. Es ist also richtig, das dieses Geschäft außerordentlich gut „geschätzt“ wird.

Am meisten Ursache, Exempel an den Brandstiftern zu statuiren, hätten die Versicherungs-Gesellschaften. Aber

sie thun es nicht, sondern lassen einfach die ehrlicheren Versicherer für die Schurken bezahlen. Die Bourgeoisie ist unter Umständen sogar — kommunistisch und hier ist ein Beispiel von ihrem Kommunismus: die ehrlichen Leute müssen für die Gauner herhalten.

Aber wie für jeden Verbrecher, giebt es auch für den „kommerziellen“ Brandstifter mildernde Umstände. Was ihn dazu macht, sind wohl in der Regel Verhältnisse, die ihn zu erdrücken drohen. Hält man den Menschen nicht vorweg für eine Bestie, dann darf man auch nicht annehmen, daß er leichtlich die Grenze überschreite, mit welcher die Gesellschaft die Ehrenhaften von den Verbrechern scheidet. Der „kommerzielle“ Brandstifter wird also in der Regel vor dem Ruin gestanden und sich durch das Abbrennen zu retten versucht haben. So kommen wir von der individuellen zur sozialen Seite dieser Art Verbrechen.

Die wüthende Konkurrenz, die Unmöglichkeit, sich über die Entwicklung des Bedarfes und Absatzes klar zu werden, daher das blinde Hineintappen auf Bestellungen oder in die Fabrikation; unerwartet schlechter Absatz, keine Einnahmen, aber der drohende Gläubiger am Verschaltstage; unvorherzusehende Verluste durch Bankerotte und wie die tausend Zufälligkeiten im wirtschaftlichen Treiben, die aber in Wirklichkeit keine sind, alle heißen, sie zwingen zur rücksichtslosen Anwendung aller Rettungsmittel, — und der „Ausverkauf an die Versicherungs-Gesellschaften“, die faule Pleite, die Wechselfälschungen sind das Ende.

Das ist aber alles nicht überraschend und auffällig in einer Gesellschaft, die den systematischen Raub an der Arbeit zur Grundlage hat. Was da niedergebrannt wird, ist ein Theil dieses Raubes und wird auf diese Weise vernichtet, weil in Folge des Raubes die Zirkulation unterbrochen wird. Wenn der Arbeiter zwei Mark Werth erzeugt und nur eine (sogar noch weniger) als Lohn bekommt, kann er nicht zurückkaufen, was er geschaffen hat. Es wird also irgendwie vergeudet und sei es durch Brandstifterei. Damit setzt man die unverkäufliche Waare in Baar-Kapital um und die Geschichte kann wieder von vorne anfangen.

Aber die Rehrseite der Medaille bildet die Nothlage von Millionen. Einmal werden auch diese Millionen die Schuld verlieren und dem Schwindelsystem mit seiner „Entsetzen erregenden Niedrigkeit geschäftlicher Moralität“ ein Ende bereiten.

Clemenceau und die französischen Radikalen.

II.

§ Der Konflikt zwischen dem republikanischen Paris und dem monarchistischen Provisorium spitzte sich mit der Zeit immer schärfer zu und steuerte auf eine Katastrophe los. Nur wahrhaft demokratische Maßregeln, wie sie durch die ganze Lage geboten waren, hätten die Katastrophe verhindern können; weder Nationalversammlung noch Regierung ergriffen dieselben, sie thaten im Gegentheil Alles, was die Pariser für die Republik besorgt machen mußte.

Unter diesen Umständen ging Clemenceau Anfang März nach Paris zurück, um in der Stunde der Gefahr auf seinem Posten zu sein. Seinen Bemühungen war es gelungen, eine friedliche Lösung der Frage betreffs der Kanonen der Nationalgarde anzubahnen und dadurch das Volk von Paris zu beruhigen, allein die wortbrüchige Politik der provisorischen Regierung; das Auftreten der Generale zerstörte, was er geschaffen.

Die Erhaltung der Republik machte die Kommune unvermeidlich. Clemenceau zeigte während derselben, daß er als bürgerlicher Demokrat nur die eine Seite der Erhebung verstanden, die der republikanischen und kommunalen Bestrebungen. Die andere Seite, in der ihre eigentliche Bedeutung, wenn auch noch durchaus im Keime enthalten war, das Emanzipationsbestreben des Arbeiters, entging seinen Blicken, entzog sich seinem Verständnis. Daher erklärt sich seine unsichere Haltung während der Kommune, seine fortgesetzten Bemühungen, den Vermittler zwischen Pariser Republikanern und Versailler Krautjüngern zu spielen und einen Vergleich zu Stande zu bringen.

Dieser Umstand, sowie sein Versuch zur Rettung der Generale Lecomte und Clément Thomas verurtheten, daß er seiner alten Popularität verlustig ging. Bei den Gemeinderathswahlen vom 26. April 1871 erhielt er kaum 700 Stimmen, er gab in Folge dieses Mißtrauensvotums seine Entlassung als Deputirter. Er ward aus der Mairie zu Montmartre vertrieben und Unwillen und Mißtrauen gegen ihn waren so groß, daß die Federirten während des Kampfes sogar seine ärztliche Hilfe zurückwiesen.

Trotzdem nahm er regen Antheil an dem öffentlichen Leben und zählte zu den thätigsten Mitgliedern der „ligue des droits“ von Paris, die rein bürgerlich republikanische Tendenzen verfolgte.

Anfangs Mai ward er mit Floquet und etlichen anderen Republikanern in die Provinz gesendet, um den Zusammentritt des Kongresses von Bordeaux zu beschleunigen. Wie in den meisten Fällen, so erwies sich auch bei Clemenceau die Vermittlerrolle als eine undankbare, die ihm die Sympathie der Pariser raubte, ohne ihn gegen den Haß der Versailler zu schützen, deren Verhaftungsbefehle er nur durch eine wahre Odyssee entging. Von Polizeigebieten geht, mußte er kreuz und quer durch das Land reisen und kam erst vor Paris an, als die Versailler Truppen bereits ihren Einzug in die eroberte Stadt gehalten hatten, und die Thore geschlossen waren. Dadurch entging er der Fälligkeit durch die Versailler, die beschlossene Sache gewesen.

Er lebte darauf zurückgezogen in der Vendée, bis ihn die Stadtrathswahlen vom Juli 1871 als Vertreter des Viertel Clignancourt wieder in das öffentliche Leben zogen. Sein Mandat wurde 1874 erneuert und seine Kollegen wählten ihn zum Vizepräsidenten und dann zum Präsidenten des Stadtraths. Er trat in seiner Stellung besonders für die Laization (Verweltlichung) des Unterrichts und für die kommunalen Rechte mit Einschluß der Selbstverwaltung ein, bekämpfte die Ausnahmestellung, welche die Versailler Regierung Paris bereitet. Er zeigte sich wiederum bei Fragen der städtischen Verwaltung und Organisation als eine ausgezeichnete Kraft, dabei ist aber wiederum auffällig, wiewohl verhältnismäßig geringen Raum die ökonomischen Fragen in seinem Programm einnahmen.

1876 wählte ihn Montmartre als Deputierten und damit trat er endgiltig in das parlamentarische Leben ein. In seiner ersten Rede forderte er die Amnestie der Kommuner und erwies sich als glänzender und gediegener Redner. Er gehörte zu den Republikanern, welche die Abwehr des Staatsstreiches vom 16. Mai vorbereiteten, in Paris und der Provinz republikanische Gruppen gründeten, Verteidigungskomitees organisierten und Waffen aufkauften. Um die Entschlüsse der republikanischen Gruppen schneller und entscheidender zur Ausführung zu bringen, wurde das Exekutiv-Komitee der „Achtzehn“ ernannt, unter dessen Mitgliedern sich Clémenceau befand.

Die Vorbereitungen zum energischen Widerstand erstreckten Mac Mahon's staatsstreichlerische Gelüste im Keime. Die Republik war gerettet, allerdings zunächst zu Gunsten einer politischen Fraktion, derjenigen der konservativen oder gemäßigten Republikaner, die sich daran genügen ließen, die Stelle der Monarchisten einzunehmen und nach der alten Taktik mit den alten Mitteln weiter zu regieren. Die konservativen Republikaner konnten sich nicht einmal bis zur allgemeinen Amnestie über ihre Erbarmlichkeit erheben, sie erschöpften sich in einer tolleren Jagd nach Macht und Würden als Mittel zu schneller Bereicherung. Das ganze politische Leben erschöpfte sich in den Fraktionsstreitigkeiten und Kämpfen um die fettesten Bissen vom Nationalkuchen; von einer demokratischen Ausgestaltung der staatlichen Formen war keine Spur zu bemerken.

Für diese Zeit gebührt Clémenceau das Verdienst, inmitten des Parlaments das mit Füßen getretene Banner der Demokratie ergriffen und hochgehalten zu haben. Er ward der Mittelpunkt einer Fraktion, in der sich alle bürgerlichen Politiker sammelten, in welchen der Rausch der schrankenlosen Herrschaft ihrer Klasse nicht den demokratischen Geist ersticht hatte. Clémenceau und seine Parteigänger vertraten mit Ernst und Nachdruck die Prinzipien der bürgerlichen Demokratie, welche an die große Revolution anknüpfte, nur die politische Seite in Betracht zog und die ökonomischen Fragen unterschätzte. Die allgemeine Amnestie, welche systematisch verworfen ward, diente als Agitationsmittel, welches das ganze Land in den Strom des politischen Lebens zog. Clémenceau und die Radikalen begnügten sich nicht nur mit parlamentarischen Forderungen und Anträgen, welche in der Nation einen Widerhall fanden, sondern sie erhielten mit großer Fähigkeit die sogenannten „geschwindigen“ Kandidaturen, wie die von Blanqui, Trinquet u. a. aufrecht. Es war dies ein ausgezeichnetes Mittel, die Masse aufzurütteln und lebendig zu erhalten, sie in Bewegung zu setzen, so daß endlich die Kammer eine erzwungene Großmuth üben und die Amnestie votiren mußte.

Diesem Schritt nach vorwärts folgte der Kampf gegen die heimliche Diktatur, die Gambetta ausübte. Der Gründer des Opportunismus hielt in Wirklichkeit die Macht in der Hand, wußte aber mit klugem Geschick zu vermeiden, daß er offiziell die Verantwortlichkeit derselben zu tragen hätte. Zum Zweck seines persönlichen Vortheils verschanzte er sich hinter einer anscheinenden Zurückhaltung, die seinem Rufe förderlich war, dazu benutzte wurde, die Böde Anderen zur Last zu legen und sich nur mit den Erfolgen zu brüsten. Die Minister waren einfach Strohmänner, welche die Fehler und Verbrechen der opportunistischen Politik abzuhäuten hatten und die von Gambetta im geeigneten Moment bei Seite geschleudert und vernichtet wurden. Die meisten Politiker wurden in dem Kampf aufgebraucht oder unmöglich gemacht, die Verwaltung mit feilen Stellenjägern bevölkert, Intriguen aller Art waren an der Tagesordnung und die Gewalt, welche die Diktatur in gewöhnlichen Fällen begleitet, war durch unbändige Heuchelei ersetzt. Clémenceau warf dem mächtigen und gefürchteten Gambetta den Fehdehandschuh hin und unterhielt durch Jahre ein wahres Duell mit demselben. Er ward nicht müde, die Fäden, welche hinter den Coulissen spielten, zu verfolgen und zu zerreißen, bei Allem und Jedem Gambetta's Hand zu zeigen, ihm den unverdienten Lorbeer von der Stirn zu reißen, ihn mit dem vertuschten Fehler zu belasten. Auf Minister und Abgeordnete ließ er das rechte Licht fallen, das sie als Marionetten erscheinen ließ. Der ebenso energisch als hartnäckig geführte Kampf trug mächtig dazu bei, die alte Gloire Gambetta's ins Grab zu betten, ehe noch der einäugige und — blinde Politiker selbst hinab gestiegen war.

Nach dem Tod des abtrünnigen Volkstribunen führte Clémenceau den Kampf gegen die Partei der Opportunisten weiter, welche die Erben der gambettischen Politik waren und Frankreich nach der Devise registrierten: „après nous le déluge“ (nach uns die Sintfluth). Die Politik hatte nie einer schamloseren Ausbeutung des Volkes zur Helfershelferin gedient, als zur Zeit der opportunistischen Hegemonie, gegen die sich die Radikalen im Namen der demo-

kratischen Prinzipien auflehnten. Die Untergambetta's, welche Ministerportefeuille's in den Händen hielten und die Agenten der Großbörsenjobber und Großindustriellen waren, stießen in Clémenceau auf den alten zähen Gegner, den sie fürchten mußten. Allerdings konnte das Haupt der Radikalen den Opportunismus nicht endgiltig besiegen, weil er verschmähte oder nicht begreifen konnte, sich auf die Massen zu stützen, ihr Programm zu dem seinigen zu machen. Jedoch hat er dem Opportunismus manche ernste Schlappe beigebracht, ihm vor manchem gegen die Nation geplanten Verbrechen Hände und Füße gebunden.

Die Politik, die er verfolgt, ist vorwiegend eine abwehrende, keine angreifende, zu letzterer scheint ihm die leidenschaftliche Kühnheit, die schnelle Entscheidung zu fehlen, vor Allem aber das richtige Verständniß für die moderne Lage mit ihrer Volksbewegung, mit den Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterschaft, mit der Gesamtsumme der Faktoren des nationalen Lebens, welche die ökonomische Entwicklung seit der großen Revolution geschaffen. Seine Rolle ist in erster Linie eine kritisirende, keine schöpferische, er arbeitet mit der ganzen Kraft der Ueberzeugung und der Macht seines Talenten daran, das Gebäude der opportunistischen Herrschaft zu zertrümmern, das sich fälschlich mit dem Namen der Republik schmückt, aber ihm fehlt die Macht und die Erkenntniß, das Fundament eines neuen Baues zu legen, zu dem ihm Details des Oberhauses vorschweben. Er kämpft vom Standpunkte eines alten Demokraten aus, der an die revolutionäre Tradition des Bürgerthums anknüpft und nicht mit der neuen geschichtlichen Macht des Proletariats und der ökonomischen Bedingungen rechnet. Für ihn sind die Freiheiten und Rechte der Kommune die Basis der demokratischen Republik, er theilt in diesem Punkte die Ueberschätzung der Macht und Bedeutung, der Gemeinde, welche den meisten Franzosen eigenthümlich ist. Die fundamentale Bedeutung der sozialen Fragen und deren Regelung durch die Gesellschaft scheint ihm entgangen zu sein, er gehört in ökonomischer Beziehung zu den Anhängern der individuellen Freiheit, des laissez-faire und laissez-aller; die heilige Synode der Manchestermänner, der Cobdenklub konnte ihn mit gutem Gewissen zum Ehrenmitgliede ernennen. Trotz alles Demokratismus hat er das Evangelium von der geschichtlichen Berufung und Emanzipation des vierten Standes, der Masse nicht in seiner ganzen Tiefe und Weite erfaßt. Dadurch erklärt sich auch seine Taktik des Zögerns und Schwankens, die ihm den rechten Augenblick zum Handeln verfehlen läßt. Zwar giebt es Viele, die diese Momente auf Rechnung einer bestimmten Taktik setzen, die in Clémenceau einen modernen Cunctator der Politik sehen, der durch seine Kreuz- und Querzüge den Gegner ermattet und entkräftet und ihn dann im plötzlichen Ueberfall schlägt. Die Verhältnisse haben dem Führer der Radikalen mehr als einmal Gelegenheit zum entscheidenden Eingreifen geboten, er hat sie aber nie zu ergreifen und auszunützen gewagt.

Die Stellung Napoleons I. zur Kirche und Schule

gleichet vielfach derjenigen, die heute unsere Staatsmänner ebenfalls einnehmen.

Kirche und Schule haben danach vor allem die Aufgabe, die Massen zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit zu erziehen, um die alte Klassen- und Gesellschaftsordnung vor Erschütterungen zu bewahren.

Napoleons Kirchenpolitik war — das Konkordat, d. h. die Wiederherstellung der römisch-katholischen Konfession als Staatsreligion.

Nach der Verfassung des Jahres III (1795/96) war die Trennung von Kirche und Staat ausgesprochen. Artikel 354 lautete: „Unter Befolgung der Geseze kann Niemand verhindert werden, an den Ausgaben eines Kultus beizutragen. Der Staat besolbet keinen.“ Napoleon aber hatte für seine Herrschaftszwecke die Kirche nöthig, darum erhob er die katholische wieder zur Staatskirche.

Man höre, was er selbst sagt:*)

„Ich habe den wahren römisch-katholisch-apostolischen Papst nöthig, der in Rom wohnt. Mit den französischen Armeen und den nöthigen Rücksichten werde ich ihn immer hinreichend zu meiner Verfügung haben. Nichts ich die Altäre wieder auf, beschätze ich die Priester, ernähre ich sie, so wird er thun, was ich von ihm verlange. . . Er wird die Gemüther beschwichtigen, wird sie unter seiner Hand vereinigen und sie der meinigen unterstellen.“

Wenn auch der Papst sich nicht so gefügig zeigte, wie Napoleon erwartet hatte, so war doch der französische Alerus, den er gut fütterte, ein sehr fügsames und brauchbares Werkzeug seiner Pläne, wenigstens so lange sein Stern glänzte und der Erfolg auf seiner Seite war. Er drückte auf die Thaten Napoleons das Siegel der göttlichen Zustimmung und des göttlichen Willens, indem er den kaiserlichen Katechismus in allen Schulen Frankreichs lehrte.

Dieser Katechismus, ein Denkmal der raffiniertesten Selbstsucht und Niedertracht, wurde 1806 eingeführt. Hier einige Proben daraus:

Frage: Welches sind die Pflichten der Christen gegen die Fürsten, welche sie regieren und welches sind insbesondere unsere Pflichten gegen Napoleon I., unsern Kaiser?

*) Wir folgen hier der vortrefflichen Schrift: Sozialpädagogische Streiflichter über Frankreich und Deutschland u. s. w. von Robert Selbel. Hamburg, Druck und Verlag von G. Carst.

— Antwort: Die Christen schulden den Fürsten, welche sie regieren, und wir schulden insbesondere Napoleon, unserm Kaiser, Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, Treue, Militärdienst, regelmäßige Steuern zur Erhaltung und Verteidigung des Reiches und des Thrones. Wir schulden ihm ferner inbrünstige Gebete für sein Wohl und für das zeitliche und ewige Gedeihen des Staates.

Frage: Warum sind wir schuldig alle diese Pflichten gegen unsern Kaiser zu erfüllen? — Antwort: Das geschieht zuerst, weil Gott, welcher die Reiche erschaffen, und sie nach seinem Willen theilt hat, unsern Kaiser im Frieden wie im Kriege mit Gaben überhäuft und zu unserm Souverain eingesetzt, denselben zum Diener seiner Macht und zu seinem Ebenbild auf Erden gemacht hat. Ehren und dienen wir daher unserm Kaiser, so ehren und dienen wir Gott selbst. Zweitens weil unser Herr Jesus Christus so oft durch seine Lehre und durch sein Beispiel gezeigt hat, was wir unserm Souverain schulden. Er wurde geboren im Gehorsam gegen die Verordnung des Kaisers Augustus; er hat selbst die vorgeschriebenen Angaben entrichtet und so hat er auch befohlen, dem Kaiser zu geben, was dem Kaiser gehört.

Frage: Sieht es nicht besondere Beweggründe, welche geeignet sind, uns noch stärker mit Napoleon I., unserm Kaiser zu verknüpfen? — Antwort: Ja, denn es ist derjenige, den Gott in schwierigen Zeitumständen erweckt hat, um den öffentlichen Kultus der heiligen Religion unserer Väter wieder herzustellen und deren Beschützer zu sein. Er hat die öffentliche Ordnung durch seine tiefe und kräftig wirkende Weisheit wieder hergestellt und erhalten; er verteidigt den Staat durch seinen mächtigen Arm; er ist der Gesalbte des Herrn geworden durch die Weihe, welche er von dem Papst, dem Oberhaupt der allgemeinen Kirche, empfangen hat.

Frage: Was soll man von denen denken, welche sich an ihren Pflichten gegen unsern Kaiser versündigen? — Antwort: Nach dem heiligen Apostel Paulus würden sie der von Gott selbst eingesetzten Ordnung Widerstand leisten und sich der ewigen Verdammniß schuldig machen.

So benützte der korrumpirte Eroberer das Schulwesen, um seine Macht und seinen Einfluß zu stärken; Leib und Geister sollten ihm unterthan sein. Höheres wie niederes Schulwesen wurden vernachlässigt, während das Mittelschulwesen allerdings einige Förderung erfuhr. Dieses mußte ihm nämlich Offiziere und Ingenieure für den Krieg und kaufmännische und technische Direktoren für die große Bourgeoisie liefern.

Politische Nachrichten.

In Preußen stehen die allgemeinen Neuwahlen zum Landtag bereits vor der Thür, und am Mittwoch hat die Wahlprüfungskommission des Abgeordnetenhauses beantragt, das alte Mandat des Herrn v. Puttkamer-Plauth (Marienburg-Elbing) für ungiltig zu erklären. Nach drei Jahren, wo es von selber erlischt, ein Mandat für ungiltig erklärt — das kennzeichnet den Gang der heutigen Wahlprüfungen. Denn der Vorgang steht nicht vereinzelt da. Fast in jeder Legislaturperiode wiederholen sich solche Fälle. Gelegentlich ist das Mandat des Prinzen Handjery am letzten Tage der Legislaturperiode des Reichstages, unmittelbar bevor der Schluß der Session verkündet wurde, unter allgemeiner Heiterkeit des Hauses für ungiltig befunden worden. Es ist auch vorgekommen, daß einzelne Wahlproteste überhaupt unerledigt von einer Legislaturperiode in die andere übergingen. Daß sämtliche Proteste etwa im Laufe der ersten beiden Sessionen einer Legislaturperiode erledigt wurden, ist seit Menschengedenken nicht erlebt worden. Alle diese Uebelstände verleihen zweifelsohne das öffentliche Rechtsbewußtsein; sie können auch die Abstimmung über wichtige Gesetzentwürfe fälschen und jedenfalls haben sie seit vielen Jahren den Gegenstand der leidenschaftlichsten Erörterungen gebildet, welche in dem Parteileben der Volksvertretung stattgefunden haben. Aber es bleibt alles hübsch beim Alten.

Der Krieg nach zwei Seiten wäre also eröffnet — vorläufig allerdings in der Form neuer Belästigungen des Verkehrs und weiterer Sperremaßnahmen. Am 22. d. M. ist eine Verfügung des eisässischen Ministeriums ergangen, wonach von Donnerstag, den 31. Mai an alle über die französische Grenze zureisenden Ausländer ohne Unterschied, ob sie auf der Durchreise begriffen sind oder ob sie im Lande Aufenthalt nehmen wollen, sich im Besitze eines Passes befinden müssen, welcher mit dem Bilde der deutschen Botschaft in Paris versehen ist. Das Bilde darf nicht älter sein, als ein Jahr. Die Gewerbelegitimationskarten für ausländische Handelsreisende erfordern den entsprechenden Paß nicht. Ausländer, welche nicht im Besitze eines regelmäßigen Passes sind, sind an der Weiterreise zu hindern und nöthigenfalls über die Grenze zurückzubringen. — Segen Rußland wüthet der Feldzug einzuweisen noch auf dem unfauberen Gebiete der offiziellen Presse, aber allem Anschein nach sind jeden Tag „Retorsionsmaßnahmen“ gegen unseren ehemaligen „Erdfremd“ zu erwarten. Auserlich gab dazu den Anstoß die Ankunft von 348 Waggons russischen Getreides in Preußen — die natürlich den junkerlichen Agramern ebenso viel Dornen im Auge sind. Die Regierung besorgt den Agramern, wie immer, bereitwillig ihre Geschäfte, und im vorliegenden Falle hat sie doppelten Grund dazu. Sie steht schon lange mit den beiden ostpreussischen Privatbahnen in Unterhandlung, welche wesentlich mit vom russischen Getreideverkehr nach Deutschland leben und die sich bisher

wenig gewillt zeigten, die Offerte des Staates wegen der Einföhrung in das Staatsbahnnetz anzunehmen. Eine Getreidesperre und der daraus folgende Verkehrsstillstand würde die Bahnen natürlich rasch müde machen. Ist das erreicht, dann pfeift die offiziöse Presse vielleicht auch wieder aus einem anderen Loch.

Von dem zum gewordenen Revolutionär Karl Schurz wird soeben ein (vom 26. Januar 1850) datirender Brief veröffentlicht, der die Gesinnungswandlung des ehemaligen Flüchtling's recht grell hervortreten läßt. Schurz schreibt hier an eine in Paris lebende Dame:

„Wenn ich alles Wüdrige, das mir begegnet ist, mit unerbittlicher Gewissenhaftigkeit Stück für Stück summiere, so finde ich, daß ich die ganze Last mit der größten Bequemlichkeit auf einer Schulter tragen kann. Hab' ich doch in meinem kurzen Leben, dessen jüngstvergangener Theil doch wohl der pikanten Momente nicht wenig in sich trug, praktisch gelernt, daß es selbst mit den Mühen und Gefahren, die man als die höchsten zu bezeichnen gewohnt ist, doch nicht gar so ungeheuer viel auf sich hat! Wer sich mit seiner ganzen Seele in die großen Aktionen der Revolution hineinwirft, der bedenke wohl, daß er sich wohl stark fühlen muß, den Extremen des Lebens ohne Schaudern in die Augen zu sehen, wenn er ein ehrlicher Mann bleiben will. Und das ist glücklicher Weise mein Fall. Man darf sich nicht außerhalb der Gefahr stellen, um sie zu verachten zu lernen, man darf sich nicht ängstlich dem Unbequemen entziehen, wenn man sich darüber hinwegsetzen will. Man muß auf so vieles Schöne resigniren, um das Große zu erringen. Die Politik ist einmal weder ästhetisch noch gemüthlich, und wer sich darüber Illusionen macht, der wird in der Praxis jämmerlich zu kurz kommen. Es mag allerdings Manchen schwer sein, ihr Herz gegen so vieles Schöne und Häßliche zu verhärtet, mit welchem einzelne Augenblicke des Lebens sie von ihrer Bahn abzulenken oder abzutreiben suchen, und es sind auch wohl nicht Wenige, welche sich diese Stärke zutrauen und doch in dem entscheidenden Moment starker Prüfung an sich selbst irre werden. So ist es denn unsere Pflicht, der Entfagung die Spitze abzubrechen, indem wir sie zur Gewohnheit machen. Wir müssen all' unsere Wünsche und Leidenschaften, all' unsere Liebe und all' unsern Haß in eine Bahn zusammenpressen und gegen ein Ziel richten. Denn davon wird der Grad unserer Brauchbarkeit abhängen, und dieser ist es, was unseren Manneswerth bestimmt. Der Revolutionär muß das Maß seines Glückes in dem Maß seiner Kraft sehen, und hat er sich zu dieser Anschauung der Dinge heraufgearbeitet, so wird er sich so lange nicht ganz unglücklich fühlen, als er ein Mann ist. — Sie werden es nun nicht auffallend finden, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mir für mein künftiges Leben von dem, was die Leute so Glück zu nennen pflegen, wenig, sehr wenig verspreche. Ich sehe mit großer Heiterkeit für mich ein raffines, unstetes Dasein voraus, ein Dasein, dessen einzige ruhige Regelmäßigkeit in der unerbittlich konsequenten Verfolgung eines großen Zweckes besteht. Und wenn man sich so mit der Zukunft abzufinden weiß, so ist man von den minder wichtigen Dingen der Gegenwart leicht befreit.“

Später hat sich Herr Schurz mit der Gegenwart abzufinden gewußt, und den „minder wichtigen Dingen“ der „Zukunft“ den Rücken gekehrt.

Die Begnadigung des vor 40 Jahren wegen seiner politischen Haltung verurtheilten Lieutenant's Tschow erfolgte bekanntlich bei der letzten Amnestie nicht, dafür

aber die Erneuerung des Steckbriefes gegen den greifen Flüchtling. Das darauffin am 22. März eingereichte Gesuch um Erlaubniß straffreier Rückkehr ist infolge dessen seitens des preussischen Generalauditoriums ebenfalls ablehnend beschieden worden, sodaß Tschow den deutschen Boden wohl niemals wieder sehen wird. Tschow hatte bei dem Zeughaussturm in Berlin im Sommer 1848 dem Hauptmann Ragner, welcher mit einer Kompagnie das Zeughaus besetzt hielt, zugeredet, zur Vermeidung nutzlosen Blutvergießens gegen die Uebermacht der Volkshäufen das Zeughaus zu räumen. Tschow, der sich als Offizier nicht im Dienst befand, aber Einlaß in das Zeughaus gefunden hatte, wurde zu 15-jährigem Festungsarrest und Entlassung aus dem Offizierstande verurtheilt. In Magdeburg gelang es ihm, aus der Festung zu entfliehen, worauf er sich an dem bairischen Aufstand betheiligte. — Tschow gab im Jahre 1848 über die Motive zu seiner Handlungsweise öffentlich Auskunft. (Vergl. Streckfuß, Berliner Geschichte Band 4, Seite 1104). Danach wollte Tschow einen blutigen Konflikt zwischen Volk und Soldaten verhüten, bei welchem die Soldaten nicht im Stande gewesen sein würden, das Zeughaus zu behaupten. Tschow schließt seinen vor 40 Jahren veröffentlichten Bericht wie folgt: „Es war mir klar, welches auch der Ausgang meiner Vermittlung sein würde, daß man gerichtlich oder außergerichtlich mich mein Beginnen schwer werde büßen lassen, daß ich mit demselben mein äußerliches Glück vollständig vernichtete. Und das bedeutete etwas für mich! Beim Beginn einer Zeitepoche, in welcher die Kriegsflamme schon an verschiedenen Punkten Europa's emporzudröhte, deren weitere Entwicklung ohne große europäische Kriege nicht denkbar war, stand ich durch meine Verletzung zum Generalstab an der Schwelle einer glänzenden Karriere, welche zugleich den schönsten Träumen meiner Jugend Genüge versprach — dazu kam das Bild meiner hochbetagten Mutter, der Gedanke an eine geliebte Braut, deren Verbindung mit mir in wenigen Wochen bevorstand. — Aber ich war nur einen kurzen Augenblick unerschlossen. Je größer das Opfer, um so edler schien mir die That.“

Der bekannte Sozialdemokrat Sophus Pihl, der seit einer Reihe von Jahren in Norwegen lebte, nachdem er Dänemark hatte verlassen müssen, ist am 18. April in Bergen gestorben.

Die englischen Konservativen haben wieder einen Unterhaushaus verloren. Bei der in Southampton stattgehabten Wahl zum Unterhause an Stelle des Admirals Chamberell (konservativ) wurde der Schiffskommandant Evans (Gladstonianer) in Portsmouth mit 5151 Stimmen gewählt. Der konservative Gegenkandidat Gueff erhielt 4266 Stimmen.

Was ist eine Versicherungsanstalt? Die bairischen Gerichte haben entschieden, daß der deutsche Tischlerverband keine Versicherungsanstalt ist, also § 360, 9, des R.-Str.-G.-B. auf ihn keine Anwendung findet, weil kein fester Rechtsanspruch auf Unterstützung bei dem Verbands geltend gemacht werden kann, sondern es im Ermessen der Verwaltung liege, welche Unterstützung sie im einzelnen Falle zahlen wolle. Wir haben es schon öfters ausgesprochen, wir glauben nicht, daß irgend ein Gericht anders entscheiden würde, aber ein Theil der Behörden hat Wege gefunden, um die richterliche Entscheidung zu umgehen, sie unterdrücken den betreffenden Verein einfach im Verwaltungswege, stellen aber keinen Straf Antrag. Die Kosten, die das Verwaltungsstrafverfahren macht, das dabei überall zulässig ist, sind so groß, und das Verfahren ist so weitschichtig, daß kleinere Vereine billig Bedenken tragen, sich darauf einzulassen. Der „Beschwerdeweg“ aber ist ganz aussichtslos, da diese Behinderungen der Selbsthilfe der Arbeiter ja Ausfluß des herrschenden Systems und von oben her gut geheißenen werden. Solche einzelne Entscheidungen nützen also sehr wenig.

Ist Durchfahrt durch das Gebiet des Belagerungszustandes für einen Ausgewiesenen gleichbedeutend mit Verbot? Stettin, 24. Mai. Der auf Grund des Sozialistengesetzes von hier ausgewiesene Buchdruckereibesitzer Fritz Herbst, jetzt in Stargard i. P. wohnhaft, wurde am Morgen des 30. September v. J. auf dem hiesigen Personenbahnhofe von zwei Kriminalbeamten in einem Kupee 4. Klasse des von Stargard hier angekommenen und nach Berlin weitergehenden Personenzuges angetroffen. H. mußte aussteigen und den Beamten ins Polizeibureau des Bahnhofes folgen, wo er erklärte, daß er sich auf der Durchreise nach Berlin befinde. Die Beamten ließen ihn darauf seines Weges ziehen, erstatteten aber Anzeige und Herbst hatte sich dieserhalb heute wegen unbefugten Aufenthalts in dem Gebiet des kleinen Belagerungszustandes zu verantworten. Der Staatsanwalt sah in dem kurzen Aufenthalt auf dem Bahnhofe, auch wenn H. nur im Kupee saß, eine Uebertretung des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie; es sei sehr gut möglich, daß der Ausgewiesene sich auch, ohne den Wagen zu verlassen, aus dem Kupee heraus mit seinen Gesinnungsgenossen unterhalte und dadurch Ansammlungen hervorrufe; der Zweck des Gesetzes sei, dies zu verhindern. Wenn H. wirklich nach Berlin reisen wollte, so konnte er dies sehr wohl auf einem anderen Wege thun, ohne das ihm verbotene Gebiet zu berühren, er beantrage daher, auf eine Geldstrafe von 30 M. eventl. 6 Tage Gefängniß zu erkennen. Der Gerichtshof (Landgericht, Strafkammer I) schloß sich jedoch der Ansicht des Staatsanwalts nicht an und sprach den Angeklagten frei, da ein Aufenthalt im Eisenbahnwagen auf der Durchfahrt nicht als ein Aufenthalt im Sinne des Gesetzes aufzufassen sei.

Wetien. Die für Mittwoch den 16. d. M. angemeldete konstituierende Versammlung der Offenbacher Zentral-Krankenkasse für Frauen und Mädchen (G. H.) wurde verboten, angeblich wegen verspäteter Anmeldung; es wurde dieselbe aber bereits am 13. d. M. abgefaßt. Es ist dies wohl der erste Fall, daß dieser Klasse Schwierigkeiten bereitet werden. In ganz Deutschland haben bisher die Versammlungen derselben unbehindert stattfinden können. Gegen das Verbot ist Beschwerde eingelegt worden.

Bei meiner Abreise von Halberstadt sage ich allen denjenigen ein Lebewohl, denen ich als **wirklicher Freund** gegolten habe.

Zu gleicher Zeit ersuche ich, meinen Nachfolger in der Verbreitung dieses Blattes unterstützen zu wollen. Derselbe wird ebenfalls die Pflicht zu schätzen wissen, die er zu wahren hat. Das Vertrauen, welches mir entgegen gebracht wurde, möge man auf unsern Freund **P. Engler** übertragen.

W. Herrmann, Halberstadt.

Allen Männern der Arbeit empfehle mein **Weiss- u. Bairisch-Bier-Lokal.**

W. Haugk, Weinstraße 22.

Freunden und Gönnern in **Halberstadt und Umgegend** die ergebene Mittheilung, daß ich neben meiner **Bau- und Möbelschleierei**

ein **Sarg-Magazin** errichtet habe. Indem ich in allen Theilen nur reelle, in meiner Werkstatt gefertigte Arbeit zu liefern verspreche, ersuche ich bei etwaigem Bedarf sich meiner gütigst erinnern zu wollen.

Hochachtungsvoll

F. Gerlach, Tischlermeister, Am Aulf.

E. Kuntze,

Skalitzerstr. 18. (Zum lustigen Stiefel) empfiehlt seinen reichhaltigen und kräftigen Frühstück u. Mittagstisch mit Bier 50 Pf. Abendstisch nach Auswahl zu soliden Preisen.

Cigarren- und Tabak-Fabrik

von **Ballmüller & Steinicke,**

Ackerstraße 22, Hof vt., neben der Markthalle.

Sonntags bis 2 Uhr Nachmittags geöffnet.

Freunden und Bekannten empfehle mein **Weiß- und Bairisch-Bier-Lokal,**

Frühstück, Mittagstisch nach Auswahl 45 Pf. Abendstisch nach Auswahl 30 Pf.

Vereins-Zimmer zu vergeben.

Herm. Liewald, Mariannenstr. 46.

Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich **Alte Jakobstr. 38** im Restaurant Schumann. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich.

Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich die vier Kassierer der „Ortskrankenkasse der Tischler und Pianoarbeiter Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obgenannten **Arbeitsnachweis** zu benutzen. **Der Vorstand.**

Aufforderung!

Alle diejenigen Genossen, die mit thätig sein wollen in der Wahlbewegung zur Kommunalwahl am 12. Juni cr., mögen sich bei einem der unterzeichneten Mitglieder des Wahlkomitees melden.

Für den 14. Kommunalwahlbezirk

G. Blum, Wrangelstraße 10, v. 2 Tr.

H. Schmidt, Manteuffelstr. 40 v. 4 Tr.

H. Frank, Restaurant Pappe, Heinrichsplatz.

R. Hoffmann, Dranienstr. 52, S. r. part.

F. Winter, Manteuffelstr. 6, III.

Für den 24. Kommunalwahlbezirk

F. Dohle, Müdersdorferstr. 57, II.

G. Machler, Koppenstr. 35, II.

H. Lehmann, Friedrichsfelderstr. 43, v. III.

G. Laske, Müdersdorferstr. 20, parterre.

R. Meyer, Müdersdorferstr. 20, I.

Für den 37. Kommunalwahlbezirk

G. Splettschöfer, Oberbergerstr. 35, 2 Tr.

R. Plautz, Ruppinerstr. 29 im Keller.

F. Wagner, Brunnenstraße 77a, Hof 2 Tr.

H. Hinze, Demminerstraße 8, Hof 1 Tr.

D. Thierbach, Rheinsbergerstr. 29, 2 Tr.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete **Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (E. G.)** 30 Zimmerstraße 30 empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe. Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand. Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Glaserei und Bildereinarbeitung, Bilder-Verkauf v. A. Nebel, Gruppenbildern, Vassalle und Marg, in Del und Schwarzdruck, Bendant. Neu: Vassalle! Präsident d. Allg. deutsch. Arbeitervereins. Aufträge nach außerhalb werden prompt besorgt.

A. Scholz, Wrangelstraße 32.

Cigarren u. Tabake reichhaltiges Lager von **C. Klein.**

15. Ritterstraße 15. Dasselbst Zahlstelle der Gärtnerei u. Bronceur (E. G. 60.)

C. Wildberger Tapezierer und Dekorateur Berlin S., Kommandantenstr. 60, empfiehlt sich zur Anfertigung von Vorster- und Dekorationsarbeiten in der einfachsten bis zur elegantesten Ausführung, sowie zum Umvollstern zc. und Reparaturen von Gardinen unter Zusicherung solider Arbeit bei bill. Preisen.

Billige Reste für Herrenhosen u. Jaquetts, sowie Reste für Damenregentmäntel, Jaquetts, Kleiderstoffe zc. zc. **A. Karle, Lausitzerstr. 1.** Gefe Walbemarstr. im Keller.

Grosse öffentliche Tischler-Versammlung

am Montag, den 28. d. M., Abends 8 Uhr.

Habel's Brauerei, Bergmannstr. 5-7.

Tagesordnung:

1. Die Lohnbewegung der Tischler in verschiedenen Städten Deutschlands, speziell der große Streik der Kollegen in Hamburg.

2. Bericht der Kommission.

3. Wahl einiger Beiragsammler für den Südwesten und Westen.

Das Nähere an den Anschlagtafeln.

Der Einberufer.

Fachverein der Tischler.

Sonnabend, d. 26. Mai, Abends 8 1/2 Uhr.

in **Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.**

Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Bogherr: „Die Fortschritte der Kulturentwicklung.“

2. Vereinsangelegenheiten.

3. Fragelasten.

Neue Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen. **Der Vorstand.**

Fachverein der Steinträger Berlins.

Versammlung

Sonntag, d. 27. Mai, Vormittags 11 Uhr.

in **Scheffer's Salon, Inselstr. 10, 2 Tr.**

Tagesordnung:

Bericht und Abrechnung des Generalfonds vom Mai 1887 bis Mai 1888.

Bericht des Vorstandes und Fragelasten.

Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen ist das Erscheinen sämtlicher Mitglieder notwendig.

Carl Wallentin, Vorsitzender.

Freie Vereinigung der Vergolder und Fachgenossen.

Versammlung

am Montag, den 28. Mai, Abends 8 1/2 Uhr.

bei **Scheffer, Inselstr. 10.**

Tagesordnung:

1. Ergänzungswahl.

2. Verschiedenes. **Der Vorstand.**

Cigarren- und Tabak-Fabrik

von **H. Gumpel,**

Berlin N.O., Barnimstr. 42.

Lager von Rauch-, Kau- und Schnupftabak, sowie russischer und türkischer Cigarretten.

[Nachdruck verboten.]

Die Arbeitslosigkeit.

(Le chômeur.)

Von Emile Zola.

Ins Deutsche überfetzt von C. Z.

I.

Kalt und finster, wie von der Dede des Ruins umdüstert, starrt die Werkstatt morgens den Arbeitern entgegen. Stumm, mit mageren Armen und unbeweglichen Nädern steht die Maschine im Hintergrund des weiten Raumes, und sie, die für gewöhnlich das ganze Haus mit dem Herzschlag eines Niesens belebt, der hart an der Arbeit ist, gerade sie verbreitet noch tiefere Melancholie um sich her.

Der Herr tritt aus seinem Privatkabinett. „Leute,“ sagt er mit trauriger Miene den Arbeitern, „Leute, heut' giebt's keine Arbeit mehr . . . Bestellungen laufen nicht ein, von allen Seiten gehen mir nur Abbestellungen zu, ich habe viel Waare auf dem Hals. Der Monat Dezember, auf den ich rechnete, und in dem in anderen Jahren die Geschäfte so flott gingen, droht die solidesten Häuser zu ruiniren . . . Ich muß die Arbeit einstellen.“

Und wie er sieht, daß sich die Arbeiter unter einander anschauen, die Schen vor der Heimkehr, den Schreden vor dem Hunger des folgenden Tages im Blick, da fügt er mit leiserem Tone hinzu: „Ich bin kein Egoist . . . nein, das schwör' ich Euch . . . Meine Lage ist ebenso schrecklich, vielleicht noch schrecklicher als die Eurer. Binnen acht Tagen habe ich 50 000 Franks verloren. Ich stelle heute die Arbeit ein, um den Abgrund nicht noch tiefer zu machen. Ich habe noch nicht einen Heller für die am 15. fälligen Zahlungen . . . Ihr seht, ich spreche offen mit Euch, ich verberge Euch nichts. Morgen schon ist vielleicht der Exekutor hier. Es ist nicht unsere Schuld, nicht wahr? Wir haben bis zuletzt gekämpft. Ich hätte Euch gern geholfen, die schwere Zeit zu überstehen — aber es ist Alles aus. Ich bin ruiniert, ich habe kein Brod, das ich theilen könnte.“

Darauf reicht er ihnen die Hand, welche die Arbeiter schweigend drücken. Und sie bleiben noch einige Minuten stehen und betrachten mit geballten Fäusten ihr jetzt überflüssiges Handwerkszeug. Sonst sangen schon früh am Morgen die Feilen, klopfen die Hämmer den Takt, aber jetzt scheint es, daß Alles schon im Staub des Bankrottes schläft. Zwanzig oder dreißig Dummeln . . . Woche nicht essen! Einigen Frauen, welche in der Fabrik arbeiteten, steigen die Thränen in die Augen. Die Männer wollen stärker erscheinen; sie spielen die Tapferen und sagen, daß in Paris Niemand vor Hunger stirbt.

Der Herr verläßt sie dann. Sie schauen ihm nach, wie er davon geht, gebeugt, binnen acht Tagen gealtert, wie gebrochen unter der Last des Unglücks, das vielleicht größer ist, als er eingestehen möchte. Darauf ziehen sich auch allmählich die Arbeiter zurück. Sie meinen in dem Raum zu ersticken, die Kühle ist ihnen wie zugeschnürt, ein Gefühl innerer Kälte beschleicht sie, als ob sie aus einem Zimmer kämen, in dem ein Todter liegt. Der Todte ist die Arbeit, die große, stumme Maschine, deren Skelett unheimlich drohend aus dem Dunkel starrt.

II.

Der Arbeiter liegt draußen, auf der Straße, auf dem Pflaster. Acht Tage lang lief er die Straßen ab, um Arbeit zu finden. Er ging von Thür zu Thür, seine Arme, seine Hände, sich ganz und gar feilbietend für jede Arbeit, die widerlichste, die härteste, die tödtlichste. Und keine Thür öffnete sich.

Darauf bot sich der Arbeiter zu halbem Preise an. Die Thüren blieben nichtsdestoweniger geschlossen. Und wenn er gleich umsonst arbeiten wollte, könnte ihn doch Niemand nehmen. Es wüthet die Krise, und die schreckliche, entsetzliche Arbeitsnoth läutet für die Dachwohnungen das Todtenglöcklein. Die Banik hat alle Industrien zum Stillstand gebracht, und das Kapital, das feige Kapital verkriecht sich.

Nach acht Tagen ist Alles aus. Der Arbeiter hat einen letzten Versuch gemacht; langsam, mit leeren Händen, vom Elend gebrochen, kommt er zurück. Ein dichter Regen rieselt herab. Heute Abend, in all dem Schmutz erscheint Paris wie in Trauer gehüllt. Er geht vorwärts, ohne das Unwetter zu fühlen, er fühlt nur seinen Hunger, er bleibt nur stehen, um nicht so schnell nach Hause zu kommen. Er neigt sich über eine Brustwehr der Seine: langsam, mit dumpfem Rauschen rollen die angeschwollenen Gewässer vorwärts, weiße Schaumstrudel brechen sich an einem Brückenpfeiler. Er neigt sich noch tiefer über das Geländer, der ungeheure Strom wälzt sich unter ihm dahin und schleudert ihm eine wilde Herausforderung entgegen. Aber er sagt sich, daß es feig wäre, derselben Folge zu leisten . . . er geht weiter.

Der Regen hat nachgelassen. Das Gas flammt in den Schaufenstern der Juwelere. Wenn er eine Scheibe zertrümmerte, so könnte er mit einem einzigen Griff Brot für Jahre nehmen! In den Küchen der Restaurants knistert und leht das Feuer, durch die weißen Musselinvorhänge bemerkt er Leute, welche essen. Er beschleunigt seine Schritte und wendet sich der Vorstadt zu, an den

Fleisch- und Wurstläden, den Zuderbäckereien, kurz dem ganzen ledernen Paris vorüber, das in den Stunden des Hungers, sich stolz brüsten, zum Genusse lockt.

Als Frau und Töchterchen am Morgen weinten, hat er sie auf den Abend vertröstet. Nun hat er nicht den Muth, vor Anbruch der Nacht heimzukommen, ihnen einzugestehen, daß er gelogen. Während er vorwärts geht, überlegt er, wie er eintreten, was er erzählen soll, damit sie sich noch in Geduld fassen. Sie können doch nicht länger ohne Nahrung bleiben. Er kann es wohl noch auszuhalten versuchen, aber die Frau und die Kleine sind zu schwächlich.

Und einen Augenblick lang denkt er zu betteln. Allein wenn eine Dame oder ein Herr an ihm vorübergeht, und wenn er die Hand ausstrecken will, so wird sein Arm steif, die Kehle ist ihm wie zugeschnürt. So bleibt er auf dem Trottoir stehen, die „anständigen“ Leute drehen sich nach ihm um und halten ihn für betrunken, wenn sie seine vom Hunger verzerrten Züge sehen.

(Schluß folgt.)

Ein Blumenstrauch.

gk. Die erste warme Frühlingssonne hatte die Lieblings-Promenade der Großstadt belebt. Kurz vor der Mittagsstunde drängten sich gepuhte Menschen auf den breiten elastischen Asphaltwegen in angenehmem Gewühl bunt durcheinander. Der warme Sonnenschein verlieh dem Ganzen einen einheitlichen glänzenden Ton und ließ die prächtigen Farben des Damenpuges, sowie den zarten Schmuck der Rosen, Blumen und Nagelöcher, die sich hindurch windende Blumenverkäufer angeboten, gleich gut zur Geltung kommen.

Vor mir her schlendert ein modernes Herrchen, so von den Fäden der Fädele. Lang aufgeschossen, schlottrig, verlebt trotz seiner Jugend — er mochte in der Mitte der Zwanziger stehen. Aschgraues Gesicht, matte wasserblaue Augen, spärlicher blonder Schnurrbart, fahlblonde Haare, neuestes Modejournal, Hände in den Taschen, aus einer ein dicker Knüttel senkrecht hervorstehend, so schleicht er über den Asphalt. Da zuckt er plötzlich zusammen. Das Gesicht verzieht sich zu einem freundlichen Grinsen. Die Hände kommen aus den Taschen hervor, streichen den armeligen Bart, klemmen den Kneifer fester. Schnell entrafft er einer Blumenverkäuferin den arößten Strauch Korb und steht gleich darauf mit abgezogenem Hut vor zwei in Schwarz gekleideten Damen.

Die ältere, eine Matrone mit vergrämtem Gesicht, erwidert seinen Gruß verbindlich, die jüngere, eine prächtige, etwas üppige Blondine im ersten Schmelz der Jugendschönheit, hat kaum merklich den energischen Kopf geneigt und ihr Auge hat das Herrchen fast gar nicht gestreift.

„Ach! — welch' Glück, daß ich den Vorzug habe. Ach — gnädiges Frau Majorin — ah — freue mich unendlich. Gnädiges Fräulein — ah — darf ich die Kühnheit haben — ah — Ihrer kaum würdig — wäre mir große Ehre — ah!“

Ein bitterer Blick der Mutter, und langsam streckt sich die schmale Hand nach den Blumen, ohne sie zu betrachten, sie nur mit den Spitzen der Finger fassend. Ein tonloses Bewegen der Lippen, kein Blick und fort schreitet sie, vorbei an dem jungen Mann. Die Mutter folgt ihr, nachdem sie noch eine höfliche Verbeugung mit demselben gewechselt.

Die Damen schreiten, ohne zu sprechen, weiter, jede scheint mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Die festgepreßten Lippen der jüngeren, ihre drohend zusammengezogenen Brauen zeigen, daß ihre Gedanken keine schönen sind. Sie trägt an ihrem Loos, die verwöhnte Tochter eines verstorbenen armen Offiziers zu sein. Dies Loos ist nicht beneidenswerth, das Loos der „verschämten Armuth.“

Etwas zehn Schritt weiter breitet sich ein wohlgepflegter Schmuckplatz, dessen Rasen schon grün aufsprießt. Mit einer verächtlichen Handbewegung wirft sie die Blumen weit auf den Rasen. Im Gesicht der Mutter zuckt es schmerzlich. Wortlos, traurig schreiten beide weiter und verlieren sich in der Menge.

Ein altes Männchen, schäbig aber reinlich, mit glattrasirtem Gesicht, eine Tasche um die Schulter gehängt, ein Kassenbote oder so etwas, sah die Blumen fliegen und fallen. Freudig leuchtet sein Gesicht auf. Er hemmt den Schritt, sieht und steht sich prüfend um. Nein, kein grünröthiger Parfümverpacker, kein behelmter Schutzmann ist in der Nähe, es kann gewagt werden. Hurtig, so schnell als es die kurzen steifen Beine erlauben, ist er über den niedrigen Drahtzaun, sich schon umblühend. Ein Paar ungelente Sprünge bringen ihn zu den Blumen, er hat sie gefaßt, ist zurück und steht selig lächelnd im Anblick des schönen Straußes, von der Menge kaum beachtet, wieder auf dem Wege. Jetzt seht er sich, immer mit frohem Lächeln den Strauß betrachtend, in ziemlich schnelle Bewegung, biegt um einige Ecken, vertieft sich in die innere Stadt mit ihren Straßen und Gäßchen. Die Thurmuhr beginnt langsam und behäbig, wie es sich für eine sehr anständige Kirchenuhr in einer sehr anständigen Stadt schickt, die zwölfte Stunde zu schlagen. Unser Mann beeilt seine Schritte noch mehr und hält bald in einer

engen Straße vor einem großen Hause. Beschmutzte Aufschriften zeigen, daß hier allerlei fabrizirt wird. In der ersten Etage dies, auf dem Hofe das, in der dritten Etage jenes, die ganze Wand ist mit solchen Aufschriften bedeckt. Er brennt nicht lange zu warten, da entströmt dem Hause eine Schaar schwagender, lachender, sich drängender Männer und Weiber, die sich einzeln, zu zwei, zu drei, in Haufen ausbreiten, um diese, um jene Ecke umbiegen, in diesen, in jenen Thorweg oder Keller verschwinden.

Ziemlich zuletzt kommt ein schlankes, junges Mädchen mit frischem Gesicht, ersten rehbraunen Augen, einfach, mit der kleinen unschuldigen Gefallsucht der großstädtischen Arbeiterin gekleidet. Ihr Auge leuchtet auf, groß sie den Alten erblickt, der ihr die Blumen hält. „Vater. O, wie prachtvoll, wie bist Du gut. Ach ja, heut ist ja mein Geburtstag, hatte es ganz vergessen. Was brauchen wir Armen solche Feste. Ein Tag geht hin wie der andere und heut war kein besonders guter. Der Herr schalt den ganzen Tag, nichts war ihm recht. O, wie freue ich mich.“

Sie neigt sich, die hohe Gestalt, ihre Lippen berühren die Stirne des Greises, der glücklich zu ihr aufsieht, dann befestigt sie den Strauß an ihrer Schulter, zieht den Arm des Alten durch den ihren und ist bald um eine Ecke verschwunden.

Die Blumen kamen doch in die rechte Hand.

Der Dienstmann.

Eine Geschichte von Otto-Walster.

(Fortsetzung.)

— Gut, Vater, gut, ich werde Alles bedenken, aber jetzt laß' mich allein, das Zimmer ist mir zu klein, viel zu klein, und ein Mensch mehr, wäre es selbst mein Vater, macht mir's noch viel kleiner. Nimm mir's nicht übel Vater, aber ich muß allein sein.

— Heinrich, mein Herz hat dich mit Jubel begrüßt, als Du in dieses Leben trittst, laß' mich nicht einsam verzweifeln.

— Sei ruhig Vater, sei ruhia, aber laß' mich . . .

— Ich gehe schon, ich gehe schon, rief der alte Mann, indem er das Zimmer verließ.

Drunten wogte das Gewühl der Menschen, das Gewühl war geboren von dem allgemeinen Wunsch, in einer von Selbstsucht beherrschten Welt einmal ein Fest der Liebe zu feiern. Und hier oben in seiner stillen Kammer eilte ein junger Mann fassunglos mit getödteten Hoffnungen umher, weil er sich sagte, daß er ohne Liebe leben müßte und sich dazu unfähig fühlte. Es war ihm so eng im Zimmer, und doch fürchtete er die Berührung mit der Außenwelt, der er ja doch seinen Kummer, seine Leiden nicht mittheilen konnte.

Da klopfte es wieder. Der junge Mann mußte sich fassen, seine Züge mußten sich glätten, seine Stimme mußte ruhig sein.

Ruhig hörte er den Boten an, der ihm augenblickliches Erscheinen auf dem Bureau seines Prinzipals zur Pflicht zu machen hatte.

Ohne Zögern machte er sich zum Ausgange bereit, denn er wußte, daß dieser Ruf, zu ungewöhnlicher Stunde in das Komptoir zu kommen, außergewöhnlichen Umständen entsprang.

Wenige Minuten später eilte er mit zuckendem Herzen, aber mit der geschäftlichen Gewandtheit des Kaufmanns durch das Menschengewühl nach dem Orte seiner gewohnten Thätigkeit.

Fünftes Kapitel.

Wir finden die Kaufmannstochter noch immer bei der Halbtoilette, in welcher sie die Friseurin verlassen. Auch von ihr will die peinliche Unruhe nicht mehr weichen, und sie durchmisst das reich ausgestattete, mit seidnen, spitzenbesetzten Gardinen verhängte Zimmer eilenden Fußes; auch ihr sind die Wände zu dicht neben einander, und erzürnt stößt sie mit den zierlich bekleideten Füßchen den unter ihnen aufrollenden kostbaren Teppich zurück. Sie reicht dem Papagei Zucker und reizt ihren Liebling dabei so, daß er sie in den Finger beißt. Sie schlägt nach ihm und trifft doch nur an die Bitter des Käfigs, die das Thier seiner Freiheit berauben.

— O, wie dumm! schreit das Thier; es ist ihm so eingelernt; das Fräulein hat so oft darüber gelacht, heute ärgert es sich darüber.

Die Klingel ruft das Kammermädchen herbei. — „Bring mir den Azor her, ich will ihn kämmen.“ Es gehörte zum Zeitvertreib des Fräuleins, ihrem Händchen das Haar zu kämmen.

Azor kommt, das Fräulein hat schon wieder ganz andere Gedanken und stößt das schweißbedeute, kufsfertige und kufsgewöhnte Thierchen mit dem Fuße zurück.

Ob dem ernstdenkenden Manne die mit Kämmen und gelegentlichen Mißhandeln eines Hundes vielbeschäftigte

Geliebte auch noch als das höchste Ideal hoher Weiblichkeit erscheinen würde?

— Ein Dienstmann! meldet das Kammermädchen. — Soll ich ihm die Kommission abnehmen?

— Laß ihn auf alle Fälle hereinkommen. Am Weihnachtstage hat man manches zu fragen, und vielleicht fällt mir auch ein Auftrag ein.

Der Dienstmann tritt ein, die Mütze in der Hand. Sein ehrwürdiges graues Haupt bringt das verwöhnte Fräulein heute doch in ernstere Laune.

— Was bringen Sie?

— Ein Paket.

— Ach wahrscheinlich ein Weihnachtsgeschenk. Damit wird man heute viel behelligt. Von wem kommt es?

— Von einem Herrn Bezoldt.

— Ah so, bemerkte das Fräulein nachlässig, wirft sich in einen Lehnstuhl und denkt nicht daran, daß der alte Mann, den sie jetzt aufhält, viel gelaufen ist und noch viel laufen muß. — Legen Sie das Paket dort auf den Tisch. Sie sind bezahlt?

— Ich denke, es wird so sein. Ich übernahm den Auftrag von einem Kollegen.

Sie klingelt. Das Kammermädchen erschien wieder.

— Geben Sie dem Dienstmann ein Markstück. —

— O, ich danke, entgegnete dieser, — wenn der Auftrag bezahlt ist, ich denke, es wird so sein, habe ich weiter nichts zu thun hier.

— So stolz? bei einem Dienstmann sehr seltene Erscheinung. Sie haben keine Familie zu ernähren?

— Eine Frau. Mein Sohn ist selbständig.

— Wohl auch Dienstmann?

— Nein, Kaufmann.

— Kaufmann? das Wort wird viel mißbraucht.

Wahrscheinlich bei einem Krämer?

— Nein, Buchhalter auf einem Komptoir.

— So? bei wem denn?

— Bei Heinrichs u. Co.

— Wie? bei uns? Wie heißen Sie denn?

— Schultes.

— Schultes, rief das Fräulein.

Es war mit einem Male purpurroth geworden, und wußte nicht recht, was sie sagen sollte.

— O, sprach das Fräulein, indem sie endlich einige Fassung gewonnen, — gehen Sie zu meinem Vater hinunter und sagen Sie ihm, daß ich ihn dringend zu sprechen habe. Nehmen Sie das Markstück für diese Kommission.

— Eine so kurze Kommission kostet 15 Pfennige.

— Wenn ich sie aber mit einer Mark bezahlen will?

— So werde ich Ihnen einen Kollegen herausschicken.

— Ich will aber, daß es sogleich und durch Sie besorgt wird.

— Gut, ich werde es ausführen, ich werde dem Kammermädchen das Treppensteigen ersparen.

Und ehe das Fräulein etwas dazu sagen konnte, war

Sechtes Kapitel.

Ein Stodwerk unter dem Zimmer, in welchem wir soeben verweilt haben, finden wir ein kleines Kabinett neben einem großen Bureauzimmer, und auf einem amerikanischen Wiegestuhl einen Mann von wohlgepflegtem Aeußeren, einen Mann von etwa sechszig Jahren. Er drückt soeben einen ziemlich großen Peitschaft auf den Siegellack, der einen umfangreichen Brief verschließen sollte. Dann wirft er sich zurück in die Lehne des Stuhles und spricht mit einem unbeschreiblichen Ausdruck vollkommenster Hoffnungslosigkeit.

— So wäre das vorletzte Geschäft besorgt. Die Pleite von Gründer u. Co. hat meinem Geschäfte den Rest gegeben. Es wird in Zukunft keine Kaufleute mehr geben, wie es früher welche gab. Ohne Kredit, ohne Glauben ist unser Geschäft nicht möglich, und wer soll in solchen Verhältnissen ferner Kredit geben und glauben? Wohl, ich habe das Fazit einer bald vierzigjährigen Geschäftstätigkeit gezogen, es lautet auf so und so viel unter Null. Betrügen mag ich nicht, dazu bin ich zu stolz, betteln mag ich nicht, ich liquidire. Ich würde es meiner Tochter nie sagen können, daß sie entbehren, was möglich gar arbeiten muß, sie würde mich anklagen, daß ihr das nicht zur rechten Zeit gesagt. Ein Kaufmann sollte Alles voraussehen, aber ich habe gar nichts gesehen. Es kommt eine andere Zeit, in die ich nicht mehr passe. O, es klingelt es wird Schultes sein. Schultes ist der einzige Mann in meinem Geschäft, dem ich Zutrauen schenken kann. Er ist arm, aber ehrlich. Merkwürdig. O, Herr Schultes, treten Sie nur ein. Ich habe Ihnen Weniges, aber sehr Wichtiges zu sagen. Unser Geschäft ist pleite.

— O, ich glaube nicht, rief der junge Mann in großer Aufregung.

— Aber ich weiß ja wohl, entgegnete der Kaufmann.

— Gründer u. Co. lassen — wer hätte das je gedacht von solch einer Firma — 20 Prozent anbieten. Das bringt mich tief unter Pari, und ich bin damit fertig.

— Ich glaube doch nicht.

— Aber ich weiß es, und das ist maßgebend. Sie finden hier Vollmacht für Sie, und diesen Brief lassen Sie meiner Tochter zukommen. Ah, hier ist Ihr Gehalt und Ihre Gratifikation. Das ist für Ihre geleisteten Dienste. Was Sie noch thun, müssen Sie aus Koulanz thun, denn ich habe nichts mehr.

— Aber was werden Sie thun?

— O, ich werde schon ein Plätzchen finden, sagte der alte Mann mit fast bebender Stimme und erhob sich, um seinen Hut — den Pelz-Überrock hatte er bereits angezogen — aufzusetzen.

— Herr Heinrich . . . rief der junge Mann.

— Es ist Alles in Ordnung, entgegnete der Kaufmann mit abwehrender Geberde und verließ das Zimmer.

Der junge Mann stand einen Augenblick that- und rathlos. Dann ergriff er die ihm gegebenen Papiere und Briefe und eilte hinaus. Gerade am Vorplatz zur Treppe sah er seinen Vater diese Treppe herunterkommen. Letzterer wollte ihn anreden, aber er stand davon ab, als er seinen Sohn so in Aufregung an sich vorübergehen sah.

— Man denkt das Glück seiner Kinder machen zu können, murmelte der alte Dienstmann betrübt, — und ach, wie ist das möglich in einer so aus Rand und Band gekommenen Zeit, wie die heutige ist!?

Siebentes Kapitel.

Der kurze Tag neigte sich schon seinem Ende zu, als der junge Buchhalter bei dem Fräulein als Abgesandter des Haus- und Handelsherrn angemeldet wurde.

Er wurde unmittelbar vorgelassen. Das Fräulein ordnete in aller Hast ihre halb unfertig gelassene Frisur, zog den seidenen Schlafrock dichter über der stürmisch bewegten Brust zusammen, und nahm eine möglichst nachlässige Haltung ein. War doch der junge Mann, dessen Bildung und Reichthum an Kenntnissen auch ihr imponirten, nur ein Angestellter, ein Bediensteter, und sie die Tochter des vielvermögenden Prinzipals, der ihm Existenz gewährte, d. h. der ihn vornehmlich für seinen Nutzen zu verwenden wußte, andernfalls er ihm jedenfalls die Existenz nicht gewähren würde.

Als der junge Mann mit achtungsvollem und zurückhaltendem Gruße eingetreten war, deutete das Fräulein auf einen Stuhl und sagte:

— Setzen Sie sich, Herr Schultes. Sie kommen mit einem Auftrage meines Vaters. A propos, Sie haben mir heute durch einen Dienstmann, einen Kollegen Ihres Vaters, etwas zustellen lassen wollen, was wie ein Weihnachtsgeschenk aussah. Sie haben es zurückerhalten, hoffe ich?

Der junge Mann hatte sich nicht gesetzt, jetzt stand er mit geisterblassem Gesicht der hochmüthig höhnennden Dame, deren Schönheit ihn mit unaussprechlicher Liebesgluth erfüllte, gegenüber, aber er zuckte kaum und meinte:

— Es handelt sich jetzt um eine wichtige Sendung von Seiten Ihres Herrn Vaters, Fräulein.

— Ja, ja. Sie setzen sich nicht? O, ich bin nicht so zeremoniell, wenn ich auch sagen muß, daß Sie mit Ihrem beabsichtigten Geschenk bewiesen haben, daß Sie sich leicht über die gesellschaftlichen Schranken hinwegzusetzen geneigt sind.

— Wollen Sie den Auftrag Ihres Vaters in Empfang nehmen, Fräulein? fragte der junge Mann, ohne bei dieser Strafpredigt eine Miene zu verziehen.

— Ich werde ihn in Empfang nehmen, sobald ich mit dem fertig bin, was ich Ihnen zu sagen hatte. Ihre Zeit gehört meinem Vater, und . . .

— Das hat aufgehört, Fräulein; ich habe soeben meinen letzten Gehalt empfangen, deshalb brauche ich meine Meinung nicht zu verteidigen, daß ich meine Zeit nur dem Geschäft und nur für eine bestimmte Zeit und nur für bestimmte Arbeiten gewidmet hatte, die mit Ihnen nichts zu thun haben.

— So? Sie sind entlassen? Nun, das ist mir befremdend, jedenfalls bin ich ganz unschuldig, denken Sie nicht, daß Ihre heutige . . . Ihre . . .

— Fräulein, wollen Sie nicht die schriftlichen Zusendungen Ihres Herrn Vaters in Empfang nehmen, oder soll ich sie hier niederlegen.

— O, entschuldigen Sie, Sie scheinen es sehr eilig zu haben und Ihre Zeit wird nicht mehr von uns bezahlt. Aber wo ist mein Vater?

— Ich will keine neue Taktlosigkeit in Ihren Augen begehen; in dem ich Sie zu irgend etwas ermahne. Nur darauf hinweisen will ich, Fräulein, daß wenn Sie die furchtbar ernste Wichtigkeit dieser Zusendung ahnen könnten, Sie jedenfalls nicht zögern würden, sich ohne allen Aufenthalt damit zu befassen.

Das Fräulein erblickte und erbeute zu gleicher Zeit. Dennoch zwang sie sich zur Fassung und streckte den weißen, runden Arm aus; indem sie kaum bemerkbar rief:

— Geben Sie; aber setzen Sie sich; oder haben Sie keine Zeit für uns?

— Ich stehe Ihnen ganz zu Diensten, Fräulein, erwiderte der junge Mann, und nahm, der erneuten Einladung folgend, Platz.

(Schluß folgt.)

Geheime Verbindung.

(Zum Leipziger Steinmeger-Prozeß.)

Das deutsche Strafrecht ist wie kaum ein anderes vieldeutig und unbestimmt in den Begriffen, die es für Straftathen aufstellt. Es ist bei seinem Erlaß sichtlich die Absicht geltend gewesen, den Machthabern ein Mittel zu geben, um besonders in politischen Sachen möglichst viele zu bestrafen, dafür zu sorgen, daß nicht an der Hand einer strengen Begriffsfeststellung irgend jemand, den die Regierung gerne bestrafen hätte, sich dem über ihn gewordenen strafrechtlichen Netze entziehen kann.

„Der Geist des Gesetzes“, der im Grunde der jedesmaligen Richter eigener Geist ist, zieht in unserer Rechtsprechung seine unheimlichen Kreise und macht die Urtheilfindung so häufig unverständlich. Man zieht ziemlich willkürlich aus dem Gesetze einen „Geist des Gesetzes“

(ratio legis); man leitet diesen Denkprozeß mit Ausdrücken wie: offenbar, ohne Zweifel, leicht ersichtlich oder mit ähnlichen Redensarten ein, die immer da zur Verfügung stehen, wo ein wirklicher Beweis nicht zu erbringen ist; man bildet so ganz persönlich geltende und willkürliche Voraussetzungen, an welche man dann Folgerungen von der allergrößten Tragweite knüpft. Ja, wenn der so willkürlich gebildete „Geist des Gesetzes“ mit dem Wortlaut desselben Gesetzes nicht stimmen will, so sagt man nicht etwa: ich habe mich in der Auffassung des Geistes geirrt! Ei bewahre, unsere „Gesetzesgeistsfinder“ irren nie, sie sagen dann wie Herr von Schwarze in seiner Erklärung zum Reichs-Preßgesetz (2. Aufl. S. 77):

„Die ratio legis spricht für, die Fassung des Gesetzes gegen die Befahrung.“

Der „Geist des Gesetzes“ kann also dem Wortlaut direkt widersprechen! Der Richter hat zum Bedauern von politisch mißliebigen Personen immer die Wahl in solchen Fällen zwischen Geist und Wortlaut. Das ist freilich ebenso bequem als höchst traurig.

Dieser „Geist der Rechtsprechung“, der nicht etwa die Schuld dieser oder jener einzelnen Richter ist, sondern im System unserer Zeit liegt, bevölkert heut unsere Gefängnisse mit politischen Verbrechern. Gesetzesparagrafen, die viele Jahre ziemlich unbenutzt im Schöße unseres Strafrechtes in einem verstaubten Winkel lagen, die also scheinbar niemand übertrat, für welche auch der sündigste Staatsanwalt — und deren giebt es schon seit vielen Jahrzehnten eine große Zahl — bisher keine Verwendung fand, werden plötzlich hervorgeholt aus dem Staube, blankgeputzt, und sparsamweise können die Arbeiter nach denselben verurtheilt werden.

Ist damit ein neuer Geist in die Arbeiter gefahren? Sind nun alle auf einmal geradezu erpicht, Straftathen zu begehen, an die sie früher nie dachten? Lange nicht; sie thun, was sie so lange thaten, als ihre Arbeiterbewegung besteht, was man ihnen nie verdacht hat, was sie also für vollkommen erlaubt hielten. Man hat öfters in der ersten Zeit gelacht über den Versuch ihre Handlungen, die seit jeher als erlaubt galten, plötzlich unter einen alten Rechtskundigen schon ebenso lange bekannten Strafgesetzbuchparagrafen begriffen zu finden, man hat eine solche „Auslegung“ für unmöglich, widersinnig, lächerlich gehalten und siehe da, nach kurzer Zeit regnete es förmlich Verurtheilungen aus dieser ganz neuen Anwendung eines alten Gesetzes.

Wir dürfen nur an den neuesten Fall dieser Art, an die „Verleitung“ eines gewerbmäßigen Verkäufers zum Verkauf, an die „Beihilfe“, die ein Käufer leistet, wenn er eine Sache kauft, erinnern.

Hiernach wundern wir uns über nichts mehr. Es soll uns künftig auch ganz kühl lassen, wenn in einem politischen Prozeß in der Folge einmal der Dieb freigesprochen und der Bestohlene bestraft wird, weil er durch den Besitz der Sache den Dieb zum Diebstahl angehetzt und verleitet, auch Beihilfe geleistet hat, indem er sich bestehlen ließ.

In allerneuester Zeit spielen bekanntlich die Geheimbundsprozesse eine große Rolle, sie sind modern geworden. Ist in die deutschen Arbeiter plötzlich, ganz ihrem sonstigen deutschen Charakter entgegen der Geist des verstorbenen Mazzini, der italienischen Kamorristen und Carbonari gefahren? Ganz sicher nicht, denn einen echten und rechten Geheimbund, mit dem man sich sehen lassen kann, der auch nur einigermaßen sich dazu gebrauchen ließe, die Angstphilister und Kartellwähler grüßelig zu machen, hat man trotz aller Spitzelprozesse und Massenverurtheilungen nicht ans Tageslicht ziehen können. Es sind immer nur höchst einfache und unschuldige Sachen dabei zu Tage gekommen, die meistens schon recht alt sind und recht lange unangefochten bestanden, die nur der moderne „Geist des Gesetzes“ jetzt strafbar gemacht hat.

So etwas tritt uns auch in dem Leipziger Steinmeger-Prozeß entgegen, aus welchem wir unsern Lesern einige Proben geben wollen.

Der § 128 des R.-St.-G.-B. lautet:

„Die Theilnahme an einer Verbindung, deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll, oder in welcher gegen unbekanntere Obere Gehorsam oder gegen bekannte Obere unbedingter Gehorsam versprochen wird, ist an den Mitgliedern mit Gefängniß bis zu sechs Monaten, an den Stiftern und Vorstehern der Verbindung mit Gefängniß von einem Monat bis zu einem Jahre zu bestrafen.“

Der § 129 handelt von Verbindungen, (also nicht nur von „geheimen“ Verbindungen) zu deren Zweck oder Beschäftigung gehört, Maßregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Maßregeln zu verhindern oder zu entkräften. Er kann, wie in den Erkenntnißgründen angeführt wurde, im vorliegenden Prozeß nicht zur Anwendung, weil der Schuldbeweis nicht erbracht war, wir können also von ihm auch absehen.

Daß der in § 128 vorgesehene Gehorsam gegen unbekanntere oder der unbedingte Gehorsam gegen bekannte Obere außer in Schauderromanen oder bei Polizeispitzeln wohl nicht vorkommt, wird unsern Lesern klar sein. Die anderen Bestimmungen sind so dehnbar, daß sie eigentlich nirgend und doch überall passen.

Abgesehen von: was ist eine Verbindung? entzieht die Frage: was versteht man unter „geheimhalten“? Die Leipziger Polizei bei Schließung des Fachvereins der Steinmeger sagte ganz einfach, sie verstehe unter „Geheimhalten“, daß man ihr — der löblichen und neugierigen Polizei — etwas nicht anzeigen, von dem sie glaubt, es wäre besser, sie wisse es.

Da nun niemand vorher wissen kann, was der hochwohlweisen Polizei interessant sein könnte, so würde daraus

folgen, daß immer zwei zusammen arbeitende Personen ihr täglich einen ganz ausführlichen Beschäftigungsbericht einreichen müßten.

Doch knüpfen wir für die Feststellung der „Begriffe“ wieder an das Leipziger Erkenntnis an!

Was ist eine „Verbindung“ im Sinne des § 128 des Strafgesetzbuches?

Das Erkenntnis antwortet:

„Als Verbindung im Sinne des § 128 St.-G.-B. ist jede Vereinigung der Mehrzahl von Personen auf längere Dauer anzusehen, bei welcher eine Unterordnung des Einzelnen unter den irgendetwas, z. B. durch Mehrheitsbeschluß zum Ausdruck gebrachten Willen der Gesamtheit, also eine, wenn auch nicht durch geschriebene Statuten festgesetzte, Organisation besteht und bei welcher es sich um öffentliche Angelegenheiten, die jedoch auf die politischen Gegenstände im engeren Sinne nicht beschränkt werden dürfen, handeln muß.“

Als Moment, wodurch die Strafbarkeit der Teilnahme an einer solchen Verbindung bedingt wird, tritt hinzu die Form derselben, d. h. die Absicht der Geheimhaltung des Faktums, der Verfassung oder des Zweckes der Verbindung vor der Staatsregierung (vergl. Entscheidungen des Reichsgerichtes Bd. XIII Seite 277.)

Es ist die bloße Geheimhaltung der Verbindung strafbar, gleichviel ob sie außerdem eine landesgesetzliche Vorschrift verletzt oder nicht.“

Wir wollen gegen diese Erklärung hier nichts einwenden. Sie verlangt für den Begriff der „Verbindung“ eine Mehrzahl der vereinigten Personen, eine längere Dauer, eine Unterordnung unter Mehrheitsbeschlüsse, das Beschäftigen mit „öffentlichen Angelegenheiten“ im weiteren Sinne und die Absicht der Geheimhaltung.

Das Erkenntnis hält nun für erwiesen, daß eine „Mehrzahl“ von Personen vorhanden war. Vorstand des Fachvereins und Platzdelegierte machten zusammen vielleicht 30 Personen aus. Dagegen ist nichts zu sagen. Auch die „längere Dauer“ dieser Vereinigung ist vielleicht zuzugeben, obwohl uns das schon bedenklich erscheint. Der Vorstand war zwar immer vorhanden, auch die einzelnen Delegierten auf den Plätzen bestanden wohl für längere Zeit, aber ihre Verbindung mit dem Vorstande erfolgte nur jedesmal durch einzelne Zusammenberufung zu bestimmtem Zweck und hörte auf, sobald diese Versammlung geschloffen war. Daraus, daß solche Versammlungen wiederkehrten, folgt noch nicht unbedingt ihr Zusammenhang.

Die „Unterordnung“ hält das Erkenntnis auch für erwiesen.

Nun kommt aber der schwächste Punkt, das ist die Bestimmung des dehnbaren Begriffes „öffentliche Angelegenheiten.“

Das Erkenntnis sagt:

„Die Wirksamkeit der Vereinigung wird eufaltet in Beziehung auf öffentliche Angelegenheiten.“

Der § 1 der Ausführungsverordnung zu dem sächsischen Gesetz, das Vereins- und Versammlungsrecht betreffend, vom 23. Nov. 1850, bezeichnet als öffentliche Angelegenheiten im Sinne dieses Gesetzes diejenigen, welche der Politik, Religion, Einrichtungen des Staates, der Kirche und Schule, das Gemeinwohl, Handel und Gewerbe, die Beförderung gewisser Richtungen des Volkslebens und andere Gegenstände des öffentlichen Lebens betreffen.

Diese Bestimmung des Begriffes „öffentliche Angelegenheiten“ ist auch jetzt noch als zutreffend zu erachten und namentlich ist sie nicht durch die Bestimmungen des § 152 der Reichsgewerbeordnung beschränkt, welche die Verbote und Strafbestimmungen gegen gewerbliche Geheulien z. wegen Verabredung und Vereinigung behufs Erlangung günstiger Arbeitsbedingungen, insbesondere mittelst Einjtelung der Arbeit aufhebt, da durch letztere Bestimmung, die bloß auf Ueberwachung der Thätigkeit aller auf öffentliche Angelegenheiten bezüglichen Vereine gerichteten Vorschriften der Vereinsgesetze nicht berührt werden.“

In dieser Erklärung der „öffentlichen Angelegenheiten“ fällt sofort auf, daß sie durch die gesperrt gedruckte Beziehung auf „gewisse Richtungen des Volkslebens“ in's Wesentliche und Unbestimmte gezogen wird. Dies geschieht noch mehr durch die Beziehung auf „andere Gegenstände“, so daß man sagen kann, diese Erklärung ist durchaus nicht dazu geeignet, den Begriff „öffentliche Angelegenheiten“ präzis zu umschreiben und einzuzugrenzen, sondern vielmehr dazu, den Begriff so auszudehnen, daß er so ziemlich für jede nicht ganz isolirte, weitere Kreise ziehende Thätigkeit paßt. Aber dennoch scheint uns das Erkenntnis, auch nach dieser unvergleichlichen Erklärung bemessen, den Beweis nicht erbracht zu haben, daß die „Verbindung“ sich mit derartigen öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt hat.

Die Ausübung des „Budenrechtes“, d. h. des Rechtes, Sitte und gewerkschaftliche Ordnung unter den Steinmetzen auf den einzelnen Werkplätzen aufrecht zu erhalten, solche, die sich gegen Sitte und Herkommen vergingen, „schwarz zu stellen“, steht sicherlich weder mit einer Richtung des Volkslebens noch mit dem öffentlichen Leben in irgend einem Zusammenhang, sondern ist lediglich eine innere Angelegenheit der Steinmetzen-Gewerkschaft, beruht auf freiwilliger gegen Steinmetzen-Gewerkschaft, beruht auf freiwilliger gegen Steinmetzen-Gewerkschaft, beruht auf etwa die, daß die Meister sich den Satzungen einer Innung freiwillig unterwerfen, die ihnen konventionell Strafen auferlegt, wenn sie gegen die Satzungen verstoßen und z. B. Gesellen beschäftigen, die von der Innung „schwarz gestellt“ sind. Wir haben noch nicht erlebt, daß Staatsanwaltschaft, Polizei und Gericht in öffentlichem Vorgehen der Innungen eine Einwirkung auf „öffentliche Angelegenheiten“ oder sonst etwas Strafbares gefunden haben. Es wird den Gesellen dann doch dasselbe Recht auch zustehen. Daß solches „Schwarzstellen“, wie das Erkenntnis annimmt, der Bestimmungen des § 153 der Reichsgewerbeordnung verstoßt, ist nach dem Reichsgerichtserkenntnis vom 10. November 1887, das wir in Nr. 21 — 1887 besprochen haben, nicht richtig; denn wenn sich § 152 nur auf „konkrete Arbeitsverträge“ erstreckt, so kann selbstredend der § 153 auch nicht weiter reichen. Das „Buden-

recht“ bezieht sich aber nicht auf konkrete Arbeitsverträge, sondern auf Sitte und Ordnung im Gewerke. Wenn ein Geselle dafür bestraft wird vom „Budenrecht“, weil er sich beim Meister „anschnuzt“, d. h. wenn er entlassen ist, durch unwürdiges, erniedrigendes Betteln wieder in Arbeit zu kommen sucht, so hat das mit konkreten Arbeitsverträgen nichts zu thun, fällt also nicht unter § 153 der R.-Gew.-O. Ein solcher „Druck“ durch die Gesellschaft, wenn er nicht gegen andere Gesetze verstößt, ist erlaubt. Wer sich nicht fügen will, hat ja die „Freiheit“, dasselbe zu thun, was dem Arbeiter zu thun bleibt, wenn ihm die Behandlung durch Meister oder Werkführer nicht gefällt, er kann fortgehen. Streikunterbrechung ist ebenfalls keine „öffentliche Angelegenheit“. Es bliebe von den der Platzdelegierten-Versammlung vorgeworfenen Handlungen, die sich auf „öffentliche Angelegenheiten“ beziehen sollen, nur eine einzige als belastend bestehen, wenn sie voll erwiegen wird, das ist die Bewilligung einer Geldsumme zur „Wahltagation“. Dieser Fall aber gerade ist kaum nach dem vorliegenden Erkenntnis als erwiesen anzunehmen.

Die „Absicht der Geheimhaltung“ findet das Erkenntnis einfach in der Nichtanmeldung der Versammlung, spricht die Angeklügten wegen dieser Unterlassung aber ausdrücklich frei von der Anklage, sich dadurch gegen das sächsische Vereinsgesetz vergangen zu haben.

Es sagt wörtlich:

„Es steht nun allerdings thatsächlich fest, daß sowohl Eichhorn als Jakob, so lange sie als erste Vorsitzende des Fachvereins auch die Platzdelegierten-Versammlung einberufen bezw. geleitet haben, niemals eine Anzeige von dem Stattfinden derselben an die Polizeibehörde gemacht haben. Allein die Angeklügten haben behauptet, daß sie von der Meinung ausgegangen seien, die einzelnen Versammlungen bedürfen ihrer Art noch als Versammlungen in gewerblichen Angelegenheiten keiner Anmeldung. Wenn nun auch diese Annahme offenbar (bekanntes Wort, wenn kein Beweis erbracht werden kann. D. R.) eine unrichtige sein dürfte, so konnte doch das Gericht die Möglichkeit, daß die Angeklügten sich in einem Irrthum über die Thatsache, welche die Anzeigepflicht in dieser Richtung bedingt, befinden haben können, nicht als völlig ausgeschlossen erachten. Uebrigens aber war die Unterlassung der Anzeige bedingt durch die Absicht, das Bestehen z. B. der Verbindung geheim zu halten und diese Geheimhaltung bildet das Strafbarkeits-Moment für die Verbindung im Sinne des § 128 des St.-G.-B., war also bei Begehung dieses Vergehens in den Willen der Thäter mit aufgenommen. Es war mithin nicht ungewisshaft, ob bei dieser Sachlage die vor dem Inkrafttreten des Reichsstrafrechts erlassene sächsisch-rechtliche Bestimmung in § 34 des Vereinsgesetzes, daß die §§ 32 und 33 dieses Gesetzes geordneten Strafen, abgesehen von etwaigen Kriminalstrafen, und noch neben denselben einzutreten haben, noch Anwendung finden.“

Allen Respekt vor dem hohen Gerichtshofe. Wenn er aber hier ausdrücklich die Möglichkeit anerkennt, daß die Leiter des Vereins die Anmeldung der Versammlungen, die sie für rein gewerbliche hielten, in gutem Glauben unterlassen haben und daß dieserhalb schon die Strafbarkeit des Unterlassens der Anmeldung nach dem Vereinsgesetze mindestens sehr zweifelhaft ist, wie konnte derselbe Gerichtshof dann aus derselben Unterlassung die Absicht der Geheimhaltung der Versammlungen im Sinne des § 128 des St.-G.-B. herleiten? Das verstehen wir nicht. Wir meinen, der gute Glaube mußte auch da die Angeklügten straffrei machen, weil sie sich in einem thatsächlichen Irrthum befanden.

So kann man wohl gespannt sein auf den endlichen Ausgang dieses Prozesses, der sehr geeignet erscheint, die heutige Rechtsprechung den Arbeitern gegenüber zu beleuchten.

Finken des Zinsfußes und abnehmende Ausbeutung des Volkes?

Die englische Regierung hat neuerdings einen großen Theil ihrer Staatsschuld „konvertirt“, d. h. sie hat die alten Schuldscheine in neue, in Schuldscheine mit anderen Zahlungsbedingungen umgewandelt. Es ist ihr im Handumdrehen möglich gewesen, den Zinsfuß von 3 pCt. auf 2 1/4 und 2 1/2 pCt. herunterzusetzen.

Die Presse im Allgemeinen weiß sich die Ursachen natürlich nicht zu erklären und so salbadert sie in der lächerlichsten Weise darüber. „Das wirtschaftliche Leben“, moralisirt ein großes Handelsblatt, „regulirt sich von selbst, indem es dem stark anwachsenden Kapitalüberschusse in demselben Verhältnisse einen Theil seiner Macht benimmt.“

Man wird zugeben, daß das der höhere Blödsinn ist, der nur um deswillen zu bedauern ist, weil für Manche die Zeitung ein Orakel ist, und — weil Mancher selber die Sache nicht versteht.

Weil das Kapital immer mehr wächst, deshalb soll es seine Macht verlieren? Ist der niedrigere Zinsfuß, den ein Land für seine Schuld bezahlt, als Zeichen abnehmender Macht zu betrachten? Lächerlich! Die Macht des Kapitals ist nicht nach der Macht des einzelnen Sovereigns oder Zwanzigmarsstückes zu veranschlagen. Das Kapital ist eine gesellschaftliche Erscheinung, deren Macht unabhängig von der Zahl ihrer einzelnen Theile, nur als Ganzes zu erwägen ist. Zwei Millionen haben überall eine größere Macht als eine Million, wenn auch der Zinsfuß ein kleinerer ist. Der kleinere Zinsfuß bringt das Kapital nicht in die Hände der Massen. Diese bleiben arm, und sei der Zinsfuß auch noch so klein.

Warum häuft sich denn das Kapital so an? Das Geld heßt ja nicht und bringt keine Jungen zur Welt, und es giebt wohl schwerlich einen Millionär, der das, was er besitzt, mit seinen eigenen Händen gemacht hat. Ist es denn so schwer einzusehen, daß die Anhäufung des Kapitals nur die Folge eines Systems ist, unter welchem

der Arbeiter nicht den vollen Ertrag seiner Arbeit bekommt? Ist es nicht begreiflich, daß die Anhäufung des Kapitals einerseits, ohne gleichzeitige Armuth andererseits, ein Ding der Unmöglichkeit wäre? Wenn also das Kapital sich so anhäuft, daß man nicht mehr weiß, wohin das dann und wenn demnach der Zinsfuß etwas sinkt, ist das dann auch nicht ein deutliches Zeichen der wachsenden Armuth und wirtschaftlichen Hilflosigkeit des Volkes?

Der niedrige Zinsfuß nützt den Armen, den Besitzlosen, nichts, denn wer Nichts hat, der kann weder zu hohem, noch zu niedrigem Zinsfuß borgen.

Wenn Zins und Profit kleiner werden, so sucht das Kapital den Ausfall durch größeren Umsatz zu ersetzen. Der größere Umsatz kann aber nur von dem erzwungen werden, der über große Mittel verfügt. Deshalb sind zur Führung eines Geschäftes immer größere und größere Kapitalien nöthig. Erzwungen wird aber wiederum der größere Umsatz durch einen Druck auf den Verkaufspreis und die Herabsetzung des Verkaufspreises drückt wieder auf den Lohn. So geht der Mittelstand zu Grunde und der niedrigere Lohn verringert die Verbrauchsfähigkeit des Arbeiters und ermöglicht eine weitere ungeheure Vermehrung des Kapitals. Und dieser Prozeß wird so lange fortgehen, bis — nun, das wird sich später zeigen.

Wenn der Zinsfuß ist zur Zeit ein sehr niedriger. Die Konvertirung einer Staatsschuld zu einem niedrigeren Zinsfuß ist heute eine Kleinigkeit, vorausgesetzt natürlich, daß der Kredit des Landes gut ist, aber — die Verhältnisse, welche es ermöglichen, die Ursachen, welche zu Grunde liegen, sind gerade die immer mehr wachsende Verelendung der Massen.

Was die kapitalistische Presse anstaunt, und was als eine große That des englischen Finanzministers angesehen wird, ist nichts als ein untrügliches Symptom des immer näher kommenden Zerfalles der heutigen Gesellschaft.

Wippchen aus Amerika über die Sozialistenverhaftungen in Berlin.

Die amerikanischen Reporter sind wegen ihrer gepfefferten Berichte bekannt; sie verstehen aus der harmlosesten Begebenheit eine Schauergeschichte sensationellster Art zu machen.

Das wußten wir bereits. Aber überrascht waren wir denn doch, als wir lasen, in welcher Weise eines der größten New-Yorker Blätter, die „Evening Sun“ (Abendsonne) telegraphisch von ihrem Berliner Korrespondenten, der sich noch dazu ausdrücklich nennt, über die jüngsten Berliner Sozialistenverhaftungen angelogen wurde.

Zur Erheiterung unserer Leser wollen wir den Bericht dieses wirklichen Wippchen hier nahezu unverkürzt wiedergeben.

Mr. Blakely Hall depeßchirt also:

In Berlin ist gestern eine Frau Nutisch wegen Zuwiderhandlung gegen das Sozialistengesetz in Haft genommen worden. Sie soll eine der durch ihre Thätigkeit in der sozialistischen Bewegung bekanntesten und angesehensten Frauen sein. (Das geht noch, nun aber weiter:)

Es ist unmöglich, Nachrichten durch die Vermittlung der deutschen Reichs-Post-Telegraphen abzusenden! (Armer Hall, das mußte nun gerade Dir passieren und den Anderen nicht).

Ich habe deshalb nach der österreichischen Grenze fahren müssen, und hier schreibe ich nun! (Glücklicher Hall, für diesen Ausflug nach Oesterreich wirst Du schöne Spejen berechnen können!).

Heute ist eine andere Verhaftung in Berlin vorgenommen worden. Es ist die eines der anerkanntesten Führer der Sozialisten Albert Quandt! Er ist in einem Hause aufgefunden worden, in welchem große Haufen von revolutionären Pamphleten aufgeschichtet waren!! Einige waren von Lassalle geschrieben, andere in außerordentlich feuriger Sprache, verfaßt von dem bekannten Sozialisten Bebel; es wurden desgleichen die letzten Neben und die Vertheidigung der in Chicago hingerichteten Anarchisten vorgefunden.

Große Volkshäufen umstanden das Haus in der Koppenstraße, in welchem die Druckerpresse mit Beschlag belegt wurde!!

36 Verhaftungen sind vorgenommen worden.

Keine der deutschen Zeitungen erwähnt dessen mit einem Wort!!!

Die Polizei ist taub und giebt keine Information!!! Einer der hiesigen Reichstagsabgeordneten sagte, als ich ihn auszuforschen versuchte: „Die Regierung thut gut, die Bewegung jetzt zu unterdrücken, denn in einer kurzen Zeit würde es zu spät sein.“

Im Hause des Sühmann ist Hausdurchsuchung abgehalten worden. Dort sind unter anderem auch zwei Sammellisten vorgefunden. Diese Listen werden wahrscheinlich neue Verhaftungen verursachen!!!

Die Polizisten haben Sühmann in sehr gewaltsamer Weise verhaftet; er beklagt sich bitter über die grausame Behandlung.

Die Druckerarbeiten wurden im Keller eines Gebäudes verrichtet, welches 90 Bewohner zählt, sämmtlich Sozialisten!!!

Karlminis (das Blatt macht hier ein Fragezeichen — wahrscheinlich weil der Name zufällig einmal stimmt!) Karlminis, einer der Führer, hatte eine Wohnung von drei Zimmern, von denen das eine vollständig dunkel ist. Er vermietete auch Zimmer (wo blieb er denn hernach selber, da er nur zwei helle hatte?), deren Bewohner jetzt alle unter polizeilicher Beaufsichtigung stehen.

Karlmann befindet sich hier seit sieben Monaten, seine Vergangenheit ist in Dunkel gehüllt. Er ist ungefähr 25 Jahre alt, fröhlichen Charakters; spielt die Flöte und Gitarre.

Niemand würde von ihm geglaubt haben, daß er sich mit dem Gedanken trägt, Könige und Prinzen zu morden!!!

Vor einigen Monaten erhielt er eine Handpresse, dieselbe ist ungefähr halb so groß wie ein Piano; seit den letzten Wochen arbeitete er Tag und Nacht, um die letzten Exemplare von 50 000 Pamphleten zu drucken. 22 000 von diesen sind zur Vertheilung gelangt; 28 000 hat die Polizei mit Beschlag belegt. Die Presse war gut geölt und arbeitete vollständig geräuschlos.

Wippchen, Wippchen, gegen diesen Konkurrenten bist Du doch nur ein armes Wurm!

Arbeiterversicherung, Gewerkschaftliches.

Nach den heuchlerischen Reden der Zünfter soll der von ihnen angestrebte „Zunungs-Gesellen-Ausschuß“ ein friedliches Hand in Handgehen von Meistern und Gesellen fördern. In Wirklichkeit soll derselbe aber nur eine charakterlose und willenslose Körperschaft sein, die einestheils als Koulisse dient, hinter welche sich die Herren Meister zurückziehen können, wenn sie für gerechte Beschwerden der Gesellen nicht zu Hause sein wollen, andererseits soll er zu allerlei Vergewaltigungsmäßigkeiten der Gesellen und zu Belastungen derselben seine Zustimmung geben, aus der man dann den Behörden und dem Publikum gegenüber die Lüge herleiten kann, die Gesellen wären mit solchen Maßregeln einverstanden. Ist der Zunungs-Gesellen-Ausschuß nicht geneigt, solch eine elende Judasrolle willig zu spielen, so wird er einfach zum Zunungstempel hinausgeworfen. Hierfür ist ein Vorfall in der Berliner Schmiede-Zunung wieder sehr belehrend: Der Altgeselle, Herr Selhaar, wollte, wie bisher, einer Versammlung der Meister, als Vertreter der Gesellen, beiwohnen, wurde aber durch ausdrückliche Abstimmung von der Theilnahme ausgeschlossen. Die Veranlassung zu diesem befremdlichen Verfahren ist in dem Umstande zu suchen, daß Herr Selhaar die Forderung des Zunungs-Gesellen-Ausschusses, betreffend die Verkürzung der Arbeitszeit auf zehn Stunden, den Meistern gegenüber als Altgeselle offiziell vertreten hat. Bekanntlich haben die Meister auch die Verhandlung mit einer in öffentlicher Versammlung gewählten Gesellenkommission abgelehnt, weil eine solche dem Zunungsstatut zuwiderlaufe. So war es nicht gemeint, die Forderungen der Gesellen hatte er als „Altgeselle“ nicht zu vertreten, sondern hübsch den Mund zu halten. Wie andere Gesellen, als ganz charakterlose Stiefelpußer und Backulken sich zu solchen erniedrigenden Posten nicht hergeben wollen und werden, ist nach diesen Erfahrungen, die überall immer in derselben Art vorkommen, leicht erklärlich. Für die in öffentlicher Versammlung gewählte Kommission sind die Meister nicht zu sprechen, und wenn der Zunungs-Gesellen-Ausschuß die Forderung aufnimmt, wird er hinausgeworfen. Das ist immer dieselbe Geschichte.

An die Tischler Berlins. Die in der öffentlichen Tischler-Versammlung am 9. April gewählte Kommission macht bekannt, daß Listen zur Einzeichnung freiwilliger Beiträge zur Unterstützung der im Streik befindlichen Tischlergesellen Hamburg's und anderer Städte bei den Kommissionsmitgliedern G. Ritter, Josephstr. 4, vorn 4 Tr., Fr. Haseloff, Stalitzerstr. 127, 1. Querweg, 4 Tr., Neumann, Arndstr. 16, 1 Tr., W. Schmidt, Mantuffelstr. 96, Hof 2 Tr., Fr. Zubeil, Waldemarstr. 73, v. 2 Tr., sowie jeden Sonnabend Abend von 8-10 Uhr in den Lokalen Friedrichsbergerstr. 25 bei Christen und Belleallianceplatz 6 bei Hilscher in Empfang genommen werden können. Die auf Listen gesammelten freiwilligen Beiträge können jeden Sonnabend und Montag Abend von 8-10 Uhr, sowie jeden Sonntag Vormittag von 10-12 Uhr auf der Zentralstelle im Lokal von Schuhmann, Alte Jakobstr. 38, gegen Quittung abgeliefert werden. Auch nimmt jedes der vorgenannten Kommissionsmitglieder freiwillige Beiträge entgegen. Die Kommission der Tischlergesellen Berlins. Im Auftrage: Fr. Zubeil. Für den Osten Berlins sind in den nachfolgenden Lokalen (Restaurants) jeden Sonnabend, Sonntag und Montag Sammelstellen in Empfang zu nehmen und auch Gelder abzuliefern: Müller, Ballisadenstr. 47; Reihmann, Ballisadenstr. 10; Adernat, Fruchtstr. 59; Schulz, Lichterbergerstr. 17; Reinhold, Al. Andreasstr. 21. — Für den Norden in den Lokalen: Heising, Ruheplatz und Antonstr.-Gde; Briskow, Reinickendorferstr. 54; Appel, Präsidentenstr. 117 in Reinickendorf; Hering, Müllerstr. 184; Bergow, Stettinerstr. 19; Haase, Badstr. 25, Prinzen-Allee-Gde; Zimmermann, Gödlinerstraße 17; Lorenz, Ruppinerstr. 5; sowie Fruchtstr. 25 bei Lafofsky.

Die Schmiede Berlins sind nunmehr in die Lohnbewegung eingetreten. Ihre Forderungen sind: 1. Zehnstündige Arbeitszeit. 2. Ueberstunden finden nur in außerordentlichen Fällen bei einem Lohnzuschlag von 50 Prozent statt. 3. Minimallohn von 21 M. Von allen diesen Forderungen wird es wohl über den letzten Punkt den heißesten Kampf geben; die Meister wollen durchaus nicht diesen doch gewiß nicht hohen Lohnsatz bewilligen. In der Versammlung am Dienstag stellte Herr Bohn jede einzelne Werkstatt fest, in welcher die Forderungen bewilligt wurden. Es ergab sich das Resultat, daß in allen großen Werkstätten, wie Brauereien, Omnibusdepots, Pferdebaddepots etc. die Forderungen sämtlich bewilligt sind, ebenso bewilligte eine Anzahl Schmiedemeister. Größtentheils sind es Zunungsmeister, welche nicht bewilligt haben. Ebenso wurde die Werkstatt von „Klingel-Volle“ als solche bezeichnet, in welcher Sonntags gearbeitet würde, was Herrn Tempel veranlaßte, den Wunsch auszusprechen, er wolle, dieser „Hörbarer christlicher Bestrebungen“, möchte doch

seinen Arbeitern außer dem Gottesdienste, welchen er jeden Sonnabend Abend in seinem Etablissement abhalten läßt, auch verkünden, daß sie einen Tag in der Woche ihr eigener Herr wären. — Es ist als vorläufiges Resultat zu verzeichnen, daß ca. 600 Gesellen die Arbeit niedergelegt und daß die Chancen für einen glänzenden Sieg sehr gut stehen, indem die Arbeit massenhaft angehäuft ist und die Einigkeit unter den Streikenden nichts zu wünschen übrig läßt. — Der Arbeitsnachweis befindet sich einzig und allein Jädenstraße 24, wo sich auch das Streikbureau befindet. Anfragen sind zu richten an Bohn, Straußbergerstraße 6a; Geldsendungen an E. Geelhaar, Ohmstraße 1, v. II.

An die Maurer und Zimmerer, sowie alle übrigen Arbeiter Berlins! Kameraden und Freunde! Ihr alle wißt, daß der Gesellenstreik betreffs der Alters- und Invalidenversicherung in der vorigen Reichstags-Sitzung noch nicht zur Verhandlung gelangt ist, aber sicher in der nächsten berathen wird. Ihr wißt, daß in dem Entwurfe von einem Cautionsbuche die Rede ist, welches sich sehr leicht als Arbeitsbuch für uns Arbeiter verwerten läßt, und was ein solches Buch, worin mißliebige Arbeiter, die den Muth haben, für die Rechte ihrer Kollegen einzutreten, durch geheime Merkmale gekennzeichnet werden könnten, für uns zu bedeuten hätte, bedarf wohl keiner weiteren Beleuchtung. Um gegen diese Gefahr der Arbeitsbücher energisch zu protestiren, haben die Magdeburger Bauhandwerker unseren Kameraden Schach vor längerer Zeit damit beauftragt, eine Petition in Umlauf zu setzen, welche dahin lautet: Wir wollen lieber auf die ganze Arbeitsversorgung verzichten, als uns dafür ein Arbeitsbuch in die Hand drücken zu lassen, welches uns zu Knechten im wahren Sinne des Wortes degradiren würde. Arbeiter Berlins! Auf! Schließt Euch diesem Protest gegen die Arbeitsbücher sammt und sonders an und bedeckt diese Petitionen mit Namensunterschriften, damit man uns nicht den Vorwurf machen kann, wir hätten unsere Stimme gegen die Einführung der Arbeitsbücher nicht erhoben. — Petitions- oder sagen wir lieber Protest-Formulare sind bei folgender Adresse zu haben:

W. Lehmann, Rostig- und Mariendorferstraße (Destillation).

J. Wagner, Mitterstraße 122, v. 5 Tr.

Hermann Straum, Brückstr. 5 b (Restaurant).

W. Haugl, Weinstr. 22 (Restaurant).

Gustav Tempel, Pressauerstr. 27 (Restaurant).

W. Schulz, Remelerstr. 34, Hof part., Quergebäude.

G. Raschke, Gieselerstr. 54, v. II.

Ferd. Hermerschmidt, Kopenstr. 92, Quergeb. II.

Stark Wagner, Admiralsstr. 28.

W. Büchel, Schneidermeister, Füllenerstr. 11, v. II.

Knüvel, Veteranenstr. 10, Quergeb. V, bei Birck.

Oskar Werra, Schriftf. Gartenstr. 124.

H. Fiedler, Oberbergstr. 13, v. part.

Hermann Raschke, Wiesenstr. 8, Hof III.

August Krause, Panstr. 48, I.

Freig. Gräßle, Lübbenerstr. 11, v. IV.

Carl Gade, Fennstr. 17 (Restaurant).

Johann Pfarr, Wilsnackerstr. 49, Hof II.

Franz Wilms, Steinmeierstr. 71, im Keller.

Wallentin, Liebenowallee 51, v. IV.

Martin Berndt, Wiesenhalerstr. 15, v. III.

Bronson, Bernauerstr. 1, v. III.

Karl Busse, Chausseest. 62, Hof part.

Staubeband, Invalidenstr. 37, v. III.

Streik. Der bereits drei Wochen währende Streik der Tischler Hamburgs dauert unverändert fort. Die Zunungsmeister und ihre Werkzeuge benehmen sich am liebsten als je. Es sind noch immer ca. 1000 Tischler zu unterstützen. Briefe sind zu richten an G. Elomke, Hamburg, Kleine Drehbahn 40. Geldsendungen an die Zentral-Streikkommission: Herrn G. Klotz in Stützgart-Hofstadt, Hauptstraße 37, oder in Berlin an die in letzter Nummer aufgeführten Zahlstellen. — Für Kiel ist Zuzug von Maurern unbedingt fernzuhalten; auf alle Verlockungen der Meister möge keiner hereinfallen. — In Königsberg streiken die Maurer ebenfalls. Sendungen an August Broschke, Königsberg I. Nr., Zodenstr. 23 (Maurerherberge). — Die Klempner Altonas haben über alle Verhältnisse, welche ihre Forderungen nicht bewilligen, die Sperre verhängt. Alle Anfragen und Sendungen sind an die Klempnerherberge, J. Sonneborn, Altona, Al. Freiheit 17, zu richten.

Bereine und Versammlungen.

Eine große öffentliche Versammlung der Maurer findet Montag Abend 8 Uhr in Sanssouci statt. Tagesordnung: Berichterstattung der Kommission. Gewerkschaftliches. Sämtliche Maurerpoliere Berlins sind eingeladen. Die Polizei hat bereits alles genehmigt, auch die Tellerfassung.

Fachverein für Schlosser und Berufsgeoffnen, Sonnabend, 26. Mai, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung bei Meyer, Alte Jakobstr. 83. Tagesordnung: Vortrag über „Gewerkschaften“. Das diesjährige Sommerfest findet am 23. Juni im neuen Gesellschaftshause in der Hasenhalde statt. Billets sind in jeder Versammlung zu haben.

Verband deutscher Zimmerleute, Lokalverband Berlin Centrum. Mitgliederversammlung am Dienstag, d. 29. Mai, Abends 8 1/2 Uhr, Kommandantenstr. 72, im Neuen Klub-Haus.

Fachverein der Rohrleger. Versammlung am Sonntag, den 27. d. M., Vormittags 10 Uhr in Feuersteins Salon, Alte Jakobstr. 75. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Thierbach über Zunungen und Fachvereine. 2. Vierteljährlicher Kaschenbericht. 3. Verschiedenes und Fragelasten.

Berein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Versammlung heute Sonnabend, den 26. d. M., Abends 8 Uhr, Köpplerstr. 68. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Bensendorff. 2. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Verschiedenes und endgiltige Beschlußfassung über die Landpartie.

Verband der Möbelpolier Berlins und Umgegend. Montag, 28. Mai, Abends 7 1/2 Uhr, im Andreasgarten, Andreasstr. 26. Versammlung. Tagesordnung: 1. Wie stellen sich die Gesellen gegenüber der in Gründung begriffenen Zunung der Möbelpolier? 2. Bericht vom Arbeitsnachweis. 3. Wahl der Revisoren und Beitragssammler zum Unterstützungsfonds. 4. Bericht über die Bibliothek. 5. Verschiedenes und Ausgabe der Billets zum Sommerachtsball am 23. Juni. Alle Mitglieder werden gebeten, zu erscheinen. Gäste sind willkommen. NB. Um in den Sommermonaten nicht zu lange zu tagen, wird die Versammlung pünktlich eröffnet.

Bereinigung der Drechsler Deutschlands. Die Ortsverwaltung Berlin III* (für den Ost- und Nordbezirk Berlins) errichtet in dem Lokale Langestraße 34, parterre, eine Zahlstelle. Dasselbst werden jeden Sonnabend, Abends von 8-10 Uhr, die Beiträge der Mitglieder entgegengenommen, desgleichen findet die Aufnahme neuer Mitglieder statt. Die andere Zahlstelle befindet sich im Lokal, Kleine Hamburger- und Gieselerstraße-Gde part. Der Vorstand ersucht die Gewerkskollegen, welche in obigen Bezirken wohnen, recht reger für die Aufnahme neuer Mitglieder zu agitiren. Dienstag, den 29. Mai, Abends 8 1/2 Uhr, findet in Seeger's Salon, Grüner Weg 29, eine Versammlung statt. Tagesordnung: 1. Vortrag über Zeit- und Stücklohn und deren Wirkung auf die Höhe des Arbeitslohnes. Referent Robert Sander-

mann. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragelasten. — Gäste haben Zutritt.

Fachverein der Tischler. Die nächste Vereinsversammlung findet heute, Sonnabend, den 26. Mai, bei Jordan, Neue Grünstraße 28, statt. — Die Zahlstellen des Vereins befinden sich in folgenden Lokalen: 1. Friedrichsbergerstr. 25 bei Christen, 2. Stalitzerstr. 107 bei Rummann, 3. Belle-Allianceplatz 6 bei Hilscher, 4. Jonskirchplatz 11 bei Hohn, 5. Mariendorferstr. 5 bei Schmidt, 6. Göbenstr. 15 bei Gellich, 7. Alte Jakobstr. 38 bei Schumann. Die Zahlstellen sind jeden Sonnabend Abend von 8 1/2 bis 10 Uhr geöffnet; dasselbst werden Beiträge von den Mitgliedern entgegengenommen und neue Mitglieder aufgenommen.

Die Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsclassen Filiale Berlin 1 hält heute, Sonnabend, den 26. d. M., Abends 8 Uhr, Blumenstr. 78 bei Wollschläger eine Versammlung ab. Neue Mitglieder ohne Unterschied des Berufes und Geschlechts vom 14.-45. Jahre werden in jeder Versammlung sowie zu jeder Tageszeit beim Vorsitzenden Sasse, Hasenhalde 48, und beim Kassirer Schilling, Kopenstr. 48, aufgenommen.

Central-Kranken- und Begräbniskasse der Buchbinder und verwandten Geschäftszweige (G. S.) Die Mitglieder werden auf die heute, Sonnabend, den 26. d. M., Abends 9 Uhr, im Louisenstädtischen Klubhaus, Kinnestr. 16, stattfindende Hauptversammlung, deren einziger Punkt der Tages-Ordnung die Wahl von 6 Delegirten zur ordentlichen Generalversammlung in Erfurt ist, aufmerksam gemacht. Cautionsbuch legitimirt. Die Zahlstellen bleiben diesen Abend geschlossen.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. S. 29, Hamburg.) Filiale Berlin 5. Versammlung am Sonnabend, den 26. d. M., Abends 9 Uhr, bei Adermann, Lothringenstr. 81. Tagesordnung: Kaschenbericht. Verschiedenes.

Central-Krankenkasse der Maurer etc. (Grundstein zur Einigkeit.) Große Mitgliederversammlung, Sonntag, den 27. d. M., Vormittags 10 Uhr, im Königsplatz-Kasino, Holzmarktstr. 72, Ecke Alexanderstr. Tagesordnung: 1. Berichterstattung von der letzten Generalversammlung in Halle. 2. Wie kommt es, daß die Arbeitgeber unsere dritte Klasse nicht anerkennen? 3. Abrechnung vom Masken-Ball. 4. Die Angelegenheit des früheren Kassirers. 5. Verschiedenes in Kaschen-Angelegenheiten. Der sehr wichtigen Tagesordnung wegen ist es Pflicht eines jeden Mitgliedes in der Versammlung zu erscheinen.

Eine der herrlichsten Partien veranstaltet am 3. Juni der Arbeitsnachweis der Zimmerer Berlins und Umgegend: die Dampfer-Partie nach Hankels Ablage, ununterbrochene Fahrtdauer circa 2 1/2 Stunden. Zu dieser Partie werden alle Kameraden, deren Familie und Fremde herzlich eingeladen. Fahrarten hin und zurück gilt a M., Kinder frei, sind bei folgenden Kameraden in Empfang zu nehmen: Schulz, Lübeckerstr. 6, r. S. 4, Schilling, Schlegelstr. 15, S. 2, Jäckel, Schönhauser Allee 177b, 2. Hof, Schäfer, Reinickendorferstr. 26a, v. 3, Weiland, Rosenstr. 19, S. 3, Kirckhoff, Krundstr. 25, Dweijch, Eisenbahnstr. 20, S. 1, Bolter, Winterfeldstr. 22, S. 2, Meißner, Wiesenstr. 9, O. 4, Giesekrois, Gieselerstr. 54, 4, Stehr, Wilsnackerstr. 26, S. r. 4, Mund, Friedrichsberg, Rummelsburgerstr. 61, 1, Hilgenfeld, Ackerstr. 133, S. 2, Lindner, Grüner Weg 28, S. 3, Arbeitsnachweis, Deutscherstraße 10 sowie bei allen anderen Vorstandsmitgliedern.

Berein zur Pflege freireligiöser Lebens. Sonntag, den 27. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, Niederwallstraße 20, im unteren Saale, Vortrag des Herrn Dr. Hans Spatier: „Die Stellung des Sokrates in der Entwicklung der religiösen Frage.“ — Freier Zutritt für Gäste (Herren und Damen.)

Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 88. Sonntag, den 27. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Böckel-Magdeburg über „Mare Aurel, der Freidenker auf dem Kaiserthron.“ Damen und Herren als Gäste willkommen.

Briefkasten.

Amerika. Das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten ist nach der Kopfzahl der Bevölkerung gewählt, während der Senat mehr eine Vertretung der Bundesstaaten ist, von denen jeder, ohne Rücksicht auf die Bevölkerungszahl, 2 Vertreter hat.

Passzwang. Für den Esch besteht noch immer ein besonderes Passrecht. Das deutsche Passgesetz vom 12. October 1867, welches im Esch nicht eingeführt ist, bestimmt dagegen in § 2: „Auch von Ausländern soll weder beim Eintritt noch beim Austritt über die Grenze des Bundesgebiets, noch während ihres Aufenthalts oder ihrer Reise innerhalb desselben ein Reisepapier gefordert werden.“ Nach § 2 desselben Gesetzes kann die Passpflicht (überhaupt oder für einen bestimmten Bezirk) nur dann vorübergehend eingeführt werden, wenn die Sicherheit des Bundesstaats oder die öffentliche Ordnung durch Krieg, innere Unruhen, oder sonstige Ereignisse bedroht erscheint.“ Nach anderen Grenzen hin (Belgien, Rußland) könnte der Passzwang also nur in der Erwartung eines Krieges oder Aufstandes eingeführt werden.

Beleuchtung. In Amerika werden bereits über 100 Städte mit Wassergas beleuchtet, weil der dort massenhaft vorkommende Anthrazit als nahezu reiner Kohlenstoff das billigste und beste Material für die Wassergasdarstellung bildet. Für Deutschland ist eine derartige Wassergasergzeugung zu Leuchtzwecken finanziell unmöglich.

Abonnet. Daß in dem belebtesten und feinsten Theil der Friedrichstraße im Schaufenster-Komplex ausliegen, was das auf Boulanger, das mit den Worten beginnt: „Ist denn hier kein Preuss, Preuss — daß ich ihn zerreißt - reißt —“ ist natürlich ebenso geschmacklos wie beleidigend gegen die Berlin besuchenden Fremden. Schlimmer kann man es in Frankreich gegen Deutsche auch nicht treiben.

Einem Berühmten.

Ran rühmt Dich und mit vollem Rechte,
Es ist Dein Stil ja stets brillant,
Auch Held und Heldin, die Du schüderst,
Sind fein gebildet, interessant.

Du kennst den Jirkus, die Ballette,
Das Boudoir, die Soirée,
Du malst uns mit lebendigen Farben
Die Blüthe der Jeunesse dorée.

Jedoch das Volk, das auf der Straße
Dir täglich in den Weg geräth
Mit seinem schweren Daseinskampfe,
Hat Deine Feder stets verschmäht.

Des Volkes Leiden, seine Klagen,
Sein schneidendes Martyrertum,
Paßt nicht in parfümirte Hände,
Ist zu gemein für Deinen Ruhm.

Doch glaube: eine ein'ge Stunde
Dem Heil des armen Volkes geweiht,
Gilt mehr als Deine weitberühmte,
Papiertene Unsterblichkeit.

Gg. Schaumberg.